



Leseprobe

Dolores Redondo

Alles was ich dir geben will

Kriminalroman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 608

Erscheinungstermin: 13. Oktober 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Jetzt als Taschenbuch: der preisgekrönte Bestseller von der »Königin der literarischen Spannung« (Carlos Ruiz Zafón)

Als der Schriftsteller Manuel Ortigosa erfährt, dass sein Mann Álvaro bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist, eilt er sofort nach Galicien. Dort ist das Unglück passiert. Dort ist die Polizei auffallend schnell dabei, die Akte zu schließen. Dort stellt sich heraus, dass Álvaro ihn seit Jahren getäuscht und ein Doppelleben geführt hat. Doch was suchte Álvaro in jener Nacht auf einer einsamen Landstraße? Zusammen mit einem eigensinnigen Polizisten der Guardia Civil und Álvaros Beichtvater stellt Manuel Nachforschungen an. Eine Suche, die ihn in uralte Klöster und vornehme Herrenhäuser führt. In eine Welt voller eigenwilliger Traditionen – und in die Abgründe einer Familie, für die Ansehen wichtiger ist als das Leben der eigenen Nachkommen.



Autor

Dolores Redondo

Dolores Redondo, geboren 1969 in San Sebastián, ist eine der einflussreichsten und wichtigsten Schriftstellerinnen Spaniens. Mit ihren literarischen Spannungsromanen begeistert sie ein Millionenpublikum auf der ganzen Welt, ihre Werke erscheinen in über 30 Ländern und werden verfilmt. »Alles was ich dir geben will« stand monatelang auf der spanischen Bestsellerliste und wurde mit dem Premio Planeta, dem höchstdotierten Literaturpreis des Landes, ausgezeichnet. Ihr neuer Thriller

Dolores Redondo

Alles was ich dir geben will

Kriminalroman

*Aus dem Spanischen
von Lisa Grüneisen*

btb

Die spanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»Todo esto te daré« bei Editorial Planeta, Barcelona.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Vorangestelltes Zitat von Mario Puzo, *Der Pate*. Deutsche Übersetzung
von Gisela Stege. Copyright © 1969 by Mario Puzo;
Alle deutschen Rechte bei C. Bertelsmann Verlag GmbH, München
1981. Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei
Hamburg. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlags.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2022

Copyright © 2016 Dolores Redondo Meira

By Agreement with Pontas Literary & Film Agency

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019 by btb Verlag in der

Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: © Trevillion Images/Jill Battaglia

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

mb · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71619-7

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für Eduardo, immer.

Meinem Vater, einem Vollblutgalicier,
meiner Mutter – und der Liebe der beiden,
die allen Widerständen getrotzt hat, mich umso stolzer
auf meine Eltern macht und meinen Glauben an die
Unbesiegbarkeit der Liebe bestärkt.

Die meisten Menschen legen Wert darauf, was andere über sie sagen; nicht so die Vagabunden und der Adel. Sie tun, wonach ihnen der Sinn steht, ohne sich darum zu sorgen, welche Folgen ihr Handeln hat. Ich spreche hier nicht von der Bourgeoisie, die ihr Vermögen bei Partys verschleudert, sondern von denen, die über Generationen dazu erzogen wurden, die Meinung anderer geringzuschätzen.

AGATHA CHRISTIE, *Die Memoiren des Grafen*

Praktisch jeder im Haus könnte es getan haben.

AGATHA CHRISTIE, *Das krumme Haus*

Michael Corleone hatte sich gegen alle Zufälle abgesichert. Seine Planung war perfekt, seine Vorsichtsmaßnahmen waren unangreifbar. Er ließ sich Zeit, weil er hoffte, ein ganzes Jahr Spielraum für seine Vorbereitungen zu haben. Aber diese Hoffnung sollte sich nicht erfüllen: Das Schicksal selber stellte sich gegen ihn, und zwar in höchst unerwarteter Form. Denn es war der padrino, der große Don Corleone persönlich, der seinen Sohn Michael im Stich ließ.

MARIO PUZO, *Der Pate*

An deiner Seite werden sie leben und zu dir sprechen, als ob ich bei dir wäre.

ISOLINA CARRILLO, *Dos Gardenias*

Rettungsanker

Das Klopfen an der Tür klang nachdrücklich. Achtmal schnell hintereinander, als hätte es jemand brandeilig. Kein Bekannter, kein Handwerker oder Postbote würde so klopfen. Später sollte Manuel denken, dass man es sich genau so vorstellte, wenn die Polizei vor der Tür stand.

Ein paar Sekunden lang betrachtete er den blinkenden Cursor am Ende des letzten Satzes. Es lief gut heute Morgen, besser als in den letzten drei Wochen. Er gab es ungern zu, aber das Schreiben fiel ihm leichter, wenn er allein zu Hause war und seine Arbeit nicht zu festen Essenszeiten unterbrechen musste; wenn er sich einfach treiben lassen konnte. In ein, zwei Wochen würde er mit *Die Sonne von Theben* fertig sein, vielleicht sogar früher, wenn alles gut ging. Bis dahin war dieses Buch sein einziger Lebensinhalt, seine Obsession. So war es bisher bei jedem Buch gewesen. Es war ein beflügelndes und zerstörerisches Gefühl, ein Verzicht, den er brauchte und gleichzeitig fürchtete. An solchen Tagen, das wusste er, war er für andere nicht gerade die beste Gesellschaft.

Er sah auf, warf einen kurzen Blick zum Flur, dann wieder zum Cursor, der mit Wörtern beladen zu sein schien, die niedergeschrieben werden wollten. Eine trügerische Stille hatte sich in der Wohnung breitgemacht und nährte für einen Moment die falsche Hoffnung, der ungestüme Besucher hätte aufgegeben. Aber das war nicht der Fall. Manuel spürte die erwartungsvolle, stumme Energie auf der anderen Seite der Wohnungstür. Erneut

sah er zum Cursor, legte die Hände auf die Tasten und war fest entschlossen, den angefangenen Satz zu beenden. Er dachte sogar darüber nach, gar nicht zu reagieren, als es erneut klopfte.

Am Ende lief er in die Diele und riss verärgert die Tür auf. Hatte er dem Concierge nicht mehr als einmal deutlich gemacht, dass er bei der Arbeit nicht gestört werden wollte?

Vor der Tür standen zwei Polizisten in Uniform, ein Mann und eine Frau. Sie traten einen Schritt zurück, als die Tür aufging.

»Guten Tag. Wohnt hier ein Álvaro Muñoz de Dávila?«, fragte der Mann nach einem kurzen Blick auf eine Visitenkarte.

»Ja«, antwortete Manuel. Sein Ärger war augenblicklich ver Raucht.

»Sind Sie ein Angehöriger?«

»Wir sind verheiratet.«

Manuel sah, wie der Polizist seiner Kollegin einen flüchtigen Blick zuwarf, war aber jetzt schon so beunruhigt, dass er nicht weiter darüber nachdachte.

»Ist ihm etwas passiert?«

»Ich bin Hauptkommissar Castro, und das ist meine Kollegin, Kommissarin Acosta. Dürfen wir reinkommen? Drinnen können wir uns besser unterhalten.«

Manuel war Schriftsteller. Er wusste genau, wie es weitergehen würde. Zwei uniformierte Beamte, die um Einlass baten, brachten keine guten Nachrichten.

Er nickte und trat beiseite. In der schmalen Diele wirkten die Polizisten in ihren grünen Uniformen riesig. Die Sohlen ihrer Schnürstiefel quietschten auf dem dunklen Parkettboden. Manuel führte sie ins Wohnzimmer, wo sein Schreibtisch stand, aber statt ihnen einen Platz auf dem Sofa anzubieten, blieb er unvermittelt stehen, sodass sie fast mit ihm zusammenstießen, und fragte erneut: »Ist ihm etwas passiert?«

Es war im Grunde keine Frage. Noch auf dem Weg ins Wohn-

zimmer war daraus eine Art Gebet geworden, ein Mantra, das er sich in Gedanken immer wieder vorgesagt hatte: Bitte nicht, bitte nicht, bitte nicht. Dabei ahnte er jetzt schon, dass alles Bitten und Flehen nichts helfen würde, genauso wenig wie damals, als seine Schwester in nur neun Monaten vom Krebs zerfressen worden war. Fiebrig und erschöpft hatte sie am Ende dagelegen, tief in die Kissen gesunken, von der Krankheit gezeichnet, und hatte noch gescherzt: »Jetzt brauche ich allen Ernstes genauso lange, um diese Erde zu verlassen, wie ich gebraucht habe, um sie zu betreten« – alles nur, um ihn aufzumuntern, um ihn zu trösten. Er hatte eine höhere, nutzlose Macht angefleht, immer und immer wieder die alte Formel wiederholt, während er mit müden Schritten wie ein unterwürfiger Diener zu dem winzigen, stickig heißen Büro geschlichen war, in dem ein Arzt ihm mitgeteilt hatte, dass seine Schwester die Nacht nicht überstehen würde. Nein, es hatte nicht geholfen, dass er dabei die Hände zum stummen Gebet verschränkt hatte.

»Vielleicht sollten Sie sich setzen«, sagte der Polizist und wies zum Sofa.

»Ich will mich nicht setzen. Sagen Sie mir endlich, was los ist.« Er hörte selbst, dass das zu schroff geklungen hatte. Um dem Ganzen die Schärfe zu nehmen, fügte er leise hinzu: »Bitte.«

Der Polizist zögerte kurz, biss sich auf die Oberlippe und starrte einen Punkt irgendwo hinter Manuel an.

»Es geht um ... also ...«

»Es geht um Ihren Mann«, ergriff die Frau das Wort. Aus dem Augenwinkel sah Manuel, wie erleichtert ihr Kollege dreinblickte. »Es tut uns leid, aber wir haben schlechte Nachrichten für Sie. Wir müssen Ihnen leider mitteilen, dass Álvaro Muñoz de Dávila am frühen Morgen einen schweren Autounfall hatte. Als der Krankenwagen eintraf, war er bereits tot. Mein Beileid.«

Das perfekte Oval ihres Gesichts wurde durch ihr Haar, das sie im Nacken zu einem Knoten gedreht hatte, noch betont.

Manuel hatte es genau gehört: Álvaro war tot. Trotzdem er-
tappte er sich dabei, wie er ausschließlich über die zarte Schön-
heit dieser Frau nachdachte und kurz davor war, diese verstö-
rende Wahrnehmung in Worte zu fassen. Sie war bildschön,
ohne sich der perfekten Symmetrie ihrer Züge bewusst zu sein,
was sie umso schöner machte. Später sollte er sich darüber wun-
dern, welchen Ausweg sein Gehirn da genommen hatte. Jene
Sekunden, in denen er sich auf dieses ebenmäßige Gesicht kon-
zentriert hatte, waren der erste Rettungsanker gewesen – ein ein-
ziger kostbarer Augenblick, der die Flut von Fragen, die sich in
seinem Kopf formierten, letztlich nicht aufzuhalten vermochte.
Doch alles, was er sagte, war: »Álvaro?«

Die Polizistin nahm ihn sanft am Arm und führte ihn zum
Sofa – wie man es bei einer Festnahme machte, würde er später
denken. Dann setzte sie sich neben ihn.

»Der Unfall hat sich in den frühen Morgenstunden ereig-
net. Wie es aussieht, ist der Wagen auf gerader Strecke und bei
guter Sicht von der Straße abgekommen. Es scheint kein weiteres
Fahrzeug beteiligt gewesen zu sein. Nach dem, was uns die Kol-
legen aus Monforte berichtet haben, deutet alles darauf hin, dass
er am Steuer eingeschlafen ist.«

Manuel hörte aufmerksam zu und bemühte sich, auf jedes
Detail zu achten und die Stimmen in seinem Kopf zu überhören,
die immer lauter schrien: Álvaro ist tot. Álvaro ist tot.

Das schöne Gesicht der Frau genügte nicht länger, um ihn
abzulenken. Aus dem Augenwinkel sah er, dass ihr Kollege un-
terdessen den Schreibtisch in Augenschein nahm. Ein Glas mit
einem Rest Kaffee und einem Löffel. Darunter die Einladung zur
Verleihung eines renommierten Literaturpreises. Das Handy,
mit dem er in der vergangenen Nacht noch mit Álvaro telefo-
niert hatte. Der erwartungsvoll blinkende Cursor am Ende der
letzten Zeile, die er eben erst geschrieben hatte, als er in seiner
Naivität noch geglaubt hatte, dass es gerade gut lief. Mit einem

Mal hatte all das keine Bedeutung mehr. Es hatte keine Bedeutung mehr, weil Álvaro tot war. Es musste wahr sein, weil diese Polizistin es gesagt hatte, und der griechische Chor in seinem Kopf es in ohrenbetäubendem Crescendo ein ums andere Mal wiederholte. Er griff nach dem zweiten Rettungsanker.

»Monforte, sagten Sie? Aber das ist doch in Galicien...«

»Ja, in der Provinz Lugo. Die dortige Polizeidienststelle hat uns informiert. Der Unfall selbst ist in einer kleinen Gemeinde bei Chantada passiert.«

»Das ist nicht Álvaro.«

Verblüfft sah der Polizist vom Schreibtisch auf und wandte sich Manuel zu. »Wie bitte?«

»Das kann nicht Álvaro gewesen sein. Mein Mann ist vorgestern zu einem Kundentermin nach Barcelona gefahren. Er arbeitet in der Werbung. Er hat wochenlang an einer Kampagne für eine katalanische Hotelkette gearbeitet. Es waren mehrere Meetings geplant. Heute Morgen sollte die Präsentation stattfinden. Er kann unmöglich in Lugo gewesen sein, da muss es sich um einen Irrtum handeln. Ich habe gestern Abend noch mit ihm gesprochen. Heute haben wir nur deshalb noch nicht telefoniert, weil die Präsentation so früh angesetzt war und ich immer erst später aufstehe. Aber ich rufe ihn gleich an.«

Manuel stand auf und ging zum Schreibtisch, ohne auf die Blicke zu achten, die die beiden Beamten wechselten. Daraus sprach Mitleid, schwer wie Blei. Fahrig suchte er zwischen dem Plunder auf der Tischplatte nach seinem Handy. Der Löffel klirrte gegen das Glas, in dem der eingetrocknete Kaffee einen Kranz hinterlassen hatte. Er fand das Telefon, tippte ein paarmal aufs Display und hielt es sich dann ans Ohr, ohne den Blick von der Polizistin abzuwenden, die bedrückt zu ihm herübersah.

Manuel ließ es mehrmals klingeln.

»Er wird gerade bei diesem Meeting sein, deshalb geht er nicht ran.«

Die Polizistin stand auf.

»Manuel – so heißen Sie, nicht wahr?«

Er nickte zögerlich.

»Manuel, kommen Sie. Setzen Sie sich zu mir.«

Mit dem Handy in der Hand kehrte er zum Sofa zurück.

»Manuel ... Ich bin auch verheiratet.« Flüchtig sah sie auf ihren mattgoldenen Ehering. »Aber in meinem Job lernt man, dass man nie sicher wissen kann, was der Partner gerade macht. Es gibt bestimmt einen Grund, warum Ihr Mann dort war und es Ihnen nicht erzählt hat. Es besteht nicht der geringste Zweifel, dass er es ist. Wenn niemand an sein Handy geht, dann nur deshalb, weil es bei den Kollegen in Monforte liegt. Der Leichnam Ihres Mannes wurde ins Rechtsmedizinische Institut in Lugo gebracht und von einem Angehörigen identifiziert. Es handelt sich um Álvaro Muñoz de Dávila, vierundvierzig Jahre alt.«

Manuel hatte bei jedem einzelnen Satz den Kopf geschüttelt und der Polizistin, die sich im matten Glanz ihres Ringes anscheinend legitimiert fühlte, Gemeinplätze über Paarbeziehungen von sich zu geben, einen Irrtum unterstellt. Gerade erst vor ein paar Stunden hatte er mit Álvaro telefoniert, und da war er in Barcelona gewesen, nicht in Lugo. Was sollte er denn auch dort? Manuel kannte Álvaro, er wusste, wo er sich zurzeit aufhielt, und das war ganz sicher keine gottverdammte Landstraße bei Lugo. Er hasste Verallgemeinerungen über Paare, er hasste Verallgemeinerungen überhaupt, und allmählich hasste er auch diese neunmalklugen Kommissarin.

»Álvaro hat keine Angehörigen«, entgegnete er.

»Manuel ...«

»Nein, natürlich hat er Familie wie jeder andere auch. Aber sie hatten keinen Kontakt mehr. Null. Und zwar schon wesentlich länger, als Álvaro und ich uns jetzt kennen. Sie irren sich gewaltig.«

Dann fiel ihm etwas ein – ein weiterer Rettungsanker.

»Außerdem bin ich nicht angerufen worden. Álvaro hat mich als Notfallkontakt in seinem Handy abgespeichert. Da hätte mich doch jemand anrufen müssen, oder?«

Der Polizist wirkte beinahe froh, das Wort ergreifen zu können.

»Bis vor ein, zwei Jahren wurde das auch so gehandhabt. Aber eine solche Nachricht telefonisch zu überbringen ist heikel und hat immer wieder zu ... na ja ... unerwünschten Reaktionen geführt. Mittlerweile sagen die Vorschriften, dass erst die zuständige Dienststelle informiert wird. Von dort werden dann zwei Beamte entsandt, die persönlich die Nachricht überbringen oder den Angehörigen zur Identifizierung begleiten.«

Für einen Moment war es still. Keiner rührte sich, bis der Polizist seiner Kollegin einen hilfeschendenden Blick zuwarf.

»Vielleicht möchten Sie einen Verwandten oder Freund anrufen ...«, schlug sie vor.

Manuel sah sie ratlos an. Was sie da sagte, kam kaum bei ihm an, als käme ihre Stimme aus einer anderen Dimension.

»Was muss ich denn jetzt machen?«, wollte er wissen.

»Wie gesagt, der Leichnam befindet sich in der Rechtsmedizin in Lugo. Dort kann man Ihnen sagen, was die nächsten Schritte sind, damit Sie ihn beerdigen können.«

Als er die Beamten zur Tür begleitete, täuschte er Ruhe vor, die er nicht empfand. Er versprach ihnen noch, seine Schwester anzurufen. Ihm war klar, dass er einen gefassten Eindruck vermitteln musste, wenn er die beiden loswerden wollte. Als er ihnen die Hand gab, spürte er ihre skeptischen Blicke, die so gar nicht zu den freundlichen Worten passten, mit denen sie sich von ihm verabschiedeten. Er bedankte sich noch mal und schob die Tür ins Schloss.

Ein paar Sekunden lang lehnte er sich an das warme Holz. Er war sich sicher, dass die beiden hinter der Tür ebenfalls lauschten. Wahrscheinlich hatte er noch nie so lange dort gestanden.

Auf einmal sah die Wohnung mit dem schmalen Flur, der zum Wohnzimmer führte, wie ein Blumenstrauß aus; die dicht gebündelten Stängel endeten in einer Explosion aus Licht. Aus der ungewohnten Perspektive wirkte sein Zuhause, das er sich seit fünfzehn Jahren mit Álvaro teilte, riesig. Im Licht, das durchs Fenster flutete, lösten sich die Konturen der Möbel auf und verblassten, verschwammen mit dem Weiß der Wände, und im selben Augenblick hörte dieser vertraute, geliebte Ort auf, sein Zuhause zu sein. Er wurde zu einem Ozean aus eisiger Sonne – einer infernalischen, isländischen Sonne, die selbst nachts nicht unterging. Er fühlte sich so allein wie damals in jener Nacht im Krankenhaus.

Seine Schwester anrufen. Bei dem Gedanken lächelte er bitter. Wenn er nur könnte! Er spürte, wie Übelkeit in ihm hochkroch wie ein Tier. Tränen stiegen ihm in die Augen, als ihm dämmerte, dass die einzigen beiden Menschen, die er jetzt gern anrufen würde, tot waren.

Als er zurück ins Wohnzimmer lief und das Handy vom Couchtisch nahm, unterdrückte er ein Schluchzen. Er strich über das Display. Die zuletzt gewählte Nummer wurde angezeigt, darunter Álvaros Name. Er starrte eine Weile darauf hinab. Dann seufzte er und rief einen anderen Namen aus seinen Kontakten auf.

Am anderen Ende hörte er Meis sanfte Stimme. Mei Liu war seit mehr als zehn Jahren Álvaros Sekretärin.

»Ach, hallo, Manuel! Wie geht's? Wie läuft's mit dem neuen Roman? Ich bin schon so gespannt! Álvaro hat mir erzählt, dass er super ...«

»Mei«, fiel er ihr ins Wort. »Wo ist Álvaro?«

Am anderen Ende wurde es still, und Manuel war sofort klar, dass sie ihn anlügen würde. Es war einer dieser hellsichtigen Momente, in denen man das Räderwerk erkennt, das die Welt antreibt und das unseren Augen gnädigerweise fast ein Leben lang verborgen bleibt.

»Álvaro? In Barcelona ...«

»Lüg mich nicht an, Mei.«

Es klang schroff, auch wenn seine Stimme kaum mehr als ein Flüstern war.

Ihr Schweigen gab ihm Gewissheit: Sie rang verzweifelt nach einer Ausrede.

»Ich lüge dich nicht an, Manuel. Warum sollte ich?«

Sie klang ein bisschen schrill, als könnte sie jeden Moment in Tränen ausbrechen. Ausreden, Gegenfragen ... Alles Ablenkungsmanöver, um die ehrliche Antwort nicht geben zu müssen.

»Er ist in Barcelona, beim Meeting mit der Geschäftsleitung dieser Hotelkette ...«

Manuel schloss die Augen und konnte nur mit Mühe den Impuls unterdrücken, das Handy gegen die Wand zu schleudern, auf dass es in tausend Stücke zersplitterte und die Lügen aufhörten. Als er wieder das Wort ergriff, riss er sich zusammen, um nicht laut loszuschreien.

»Gerade war die Polizei bei mir. Álvaro war nicht in Barcelona. Er ist bei einem Autounfall ums Leben gekommen und liegt jetzt im Leichenschauhaus in Lugo ... Also sag mir verdammt noch mal endlich, wo Álvaro gewesen ist. Du weißt es doch genau!« Er dehnte die Silben, hauchte sie fast, um seine Wut zu beherrschen.

Er bekam ein kaum verständliches Schluchzen zur Antwort.
»Es tut mir leid, Manuel, es tut mir so leid ...«

Er legte auf. Mei hätte sein letzter Rettungsanker sein können.

Isländische Sonne

Das Wartezimmer roch nach Trauer. Über den engen Sitzreihen hing eine Wolke aus Atemdunst und Körpergerüchen, in der die schmerzverzerrten Gesichter der Wartenden vor seinen Augen verschwammen. Manuel trat erneut hinaus auf den Flur, wo ihm der Mann hinter dem Empfangsschalter durch ein Nicken zu verstehen gab, er möge drinnen warten. Trotzdem blieb er stehen. Nah genug am Ausgang, um zumindest ein bisschen frische Luft zu atmen, lehnte er sich an die Wand.

Bei seiner Ankunft hatte der Himmel über Lugo hinter einer Wolkendecke gelegen, die an trübes Wasser erinnert hatte. Es war ein unterkühlter Empfang gewesen, nicht zuletzt aufgrund der knapp zwanzig Grad, die ihm, verglichen mit der drückenden Hitze und dem gleißenden Licht der ersten Madrider Septembertage, fast inszeniert vorgekommen waren – wie ein literarischer Kunstgriff, um eine beklemmende, deprimierende Stimmung zu erzeugen.

In Lugo gab es keinen Flughafen. Manuel hatte kurz in Erwägung gezogen, nach Santiago de Compostela zu fliegen und sich dort einen Mietwagen zu nehmen, aber irgendetwas in ihm, das er noch immer nicht benennen konnte, hatte ihn davon abgehalten. Er hätte die zwei Stunden bis zum nächsten Flug nicht ertragen.

Den Kleiderschrank zu öffnen, zwischen seinen und Álvaros Anzügen die kleine Reisetasche hervorzuholen und alles Nötige zu verstauen, war am schwierigsten gewesen. Später sollte er fest-

stellen, dass er bei seinem fluchtartigen Aufbruch völlig nutzlose Kleidungsstücke eingepackt und alles Wichtige vergessen hatte. Das Gefühl, geflüchtet zu sein, verstärkte sich, sobald er an seine letzten Minuten in der Wohnung zurückdachte. Wie er überstürzt Flüge gecheckt und die Tasche gepackt hatte; dann der krampfhafte Versuch, an dem Foto von ihnen beiden vorbeizusehen, das auf der Kommode stand und ihm jetzt nicht mehr aus dem Kopf gehen wollte. Ein gemeinsamer Freund hatte es im vergangenen Sommer bei einem Ausflug aufgenommen: Manuel, der gedankenverloren auf das silbern glitzernde Meer blickte, und Álvaro – jünger, schlank, das braune Haar von der Sonne gebleicht –, der ihn versonnen anlächelte. Álvaro hatte das Foto rahmen lassen, dabei konnte Manuel es nicht ausstehen. Wann immer sein Blick darauf fiel, hatte er wie so oft das Gefühl, einen kostbaren Moment verpasst zu haben, der jetzt erst recht unwiederbringlich vorüber war. Jener kurze Augenblick, den die Kamera eingefangen hatte, war zur Bestätigung geworden, dass er in seinem eigenen Leben nie ganz bei der Sache war. Inzwischen kam es einem Urteil gleich.

Dass er jetzt warten musste, kam ihm vor wie eine Vollbremsung. Als hätte eine Minute mehr oder weniger Álvaros Tod abwenden können, war er über die Autobahn hierhergerast. Zuvor war er wie in Trance durch die Wohnung gelaufen und hatte noch einen kurzen Blick in jedes Zimmer geworfen, als wollte er sich vergewissern, dass Álvaros Besitztümer da waren: seine Fotobände, die Skizzenhefte auf dem Tisch, der alte Pullover, der über der Stuhllehne hing. Den Pullover hatte er immer zu Hause angehabt und sich geweigert, ihn wegzuworfen, obwohl er längst verwaschen und an den Ärmeln verschlissen war. Manuel hatte all diese Dinge fast erstaunt betrachtet, als müssten sie jetzt, da Álvaro tot war, aufhören zu existieren. Er hatte noch einen flüchtigen Blick auf seinen Schreibtisch geworfen und Brieftasche, Handy und Ladekabel zusammengeklaut. Am erstaunlichsten

war vielleicht, dass er seine Arbeit, von der er am Morgen noch geglaubt hatte, sie ginge ihm gut von der Hand, nicht einmal abspeicherte. Dann der furchtbare Moment, als er den Namen der unseligen Stadt ins Navi eingab. Fast fünfhundert Kilometer, knapp viereinhalb Stunden, die Stille nur unterbrochen von Meis wiederholten Anrufen, die Manuel nicht entgegennahm. Er war sich nicht einmal mehr sicher, ob er überall das Licht ausgemacht hatte.

Er warf einen Blick ins Wartezimmer. Ein Mann schmiegte sein Gesicht an den Hals einer Frau. Manuel betrachtete die müde Geste, mit der sie ihm übers Haar strich, dann die anderen Wartenden, die mit zusammengedrückten Lippen dasaßen und stoßweise atmeten wie Kinder, die sich das Weinen verkniffen.

Er selbst hatte nicht geweint. Er hatte keine Ahnung, ob das normal war oder nicht. Als die Polizisten gegangen waren, war er kurz davor gewesen; vor seinen Augen waren sämtliche Konturen verschwommen. Aber es war Wärme notwendig, um weinen zu können, oder zumindest irgendeine Art von Empfindung. Doch in der arktischen Kälte, die in ihrer Wohnung geherrscht hatte, war sein Herz zu Eis gefroren. Er hätte sich gewünscht, es wäre vollends erstarrt, und die unwirkliche Kälte hätte die Fasern dieses nutzlosen Muskels samt und sonders zerstört.

Zwei Männer in gut geschnittenen Anzügen steuerten den Empfangsschalter an. Einer blieb ein paar Schritte zurück, während der andere dem Beamten so leise etwas zuflüsterte, dass der sich vorbeugen musste, um ihn zu verstehen. Dann nickte der Beamte, deutete auf Manuel und sah den Besuchern neugierig nach.

»Manuel Ortigosa?«

Manuel nickte. Die beiden waren definitiv zu gut gekleidet, um Polizisten oder Pathologen zu sein.

Einer der Männer gab ihm die Hand.

»Adolfo Griñán«, stellte er sich vor, »und das hier ist mein Mitarbeiter Eugenio Doval. Können wir Sie kurz sprechen?«

Die Namen sagten ihm nichts, trotzdem sah er sich in seiner Vermutung bestätigt, dass die beiden keine Mediziner waren. Manuel machte eine vage Geste in Richtung Wartezimmer.

Die neugierigen Blicke der übrigen Wartenden schienen Griñán ebenso wenig zu stören wie die Dunstwolke. Dann blieb sein Blick an einem rundherum nachgedunkelten gelblichen Fleck an der Zimmerdecke hängen.

»Du liebe Güte, nein, nicht hier. Entschuldigen Sie vielmals, dass wir nicht früher da waren. Sind Sie in Begleitung hier?«, fragte er dann, obwohl er mit einem Blick auf die traurige Gesellschaft vom Gegenteil auszugehen schien.

Manuel schüttelte den Kopf, und Griñán sah erneut hoch zur Decke.

»Gehen wir.«

»Aber ich soll hier warten«, wandte Manuel ein.

»Wir bleiben in der Nähe«, beruhigte ihn Doval. »Es gibt da ein paar Dinge, die Sie wissen sollten.«

Und Manuel wollte ein paar Dinge wissen. Schweigend liefen sie am Empfang vorbei; der Beamte sah ihnen nach, bis sie das Ende des Flurs erreichten, wo in einer kleinen Nische ein Getränkeautomat stand.

»Möchten Sie etwas trinken?«, erkundigte sich Doval.

Manuel schüttelte den Kopf und warf einen beunruhigten Blick zurück zum Warteraum.

»Ich bin Anwalt«, ergriff Griñán wieder das Wort, »Eugenio Doval ist mein Sekretär. Ich habe mich um die rechtlichen Belange Ihres Mannes gekümmert und bin auch sein Testamentsvollstrecker.« Er sah Manuel an, als hätte er soeben seine militärischen Auszeichnungen aufgezählt.

Manuel stand die Verwirrung ins Gesicht geschrieben. Er wandte sich zu Doval um, weil er bei ihm eine Antwort zu finden hoffte – oder zumindest den Hauch eines Lächelns, das ihm verriet, dass er gerade einem Scherz aufsaß.

»Ich weiß, das kommt alles überraschend«, räumte Griñán ein, »aber als Don Álvaro Vermögensverwalter bin ich über die Umstände Ihrer Beziehung auf dem Laufenden.«

»Was soll das heißen?«, fragte Manuel misstrauisch.

Griñán ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Mir ist bekannt, dass Sie seit einigen Jahren verheiratet sind und schon lange zusammenleben, aber ich bin mir sicher, dass alles, was ich Ihnen gleich erzähle, neu für Sie sein wird ...«

Manuel verschränkte die Arme. Das letzte bisschen Geduld, das ihm seit der Nachricht von Álvaro's Tod geblieben war, hatte er eingebüßt, als er mit Mei telefoniert hatte. Trotzdem war er bereit, vorläufig Frieden mit jedem zu schließen, der ihm erklären konnte, weshalb sein Ehemann auf einem Stahltisch im Leichenschauhaus irgendwo am Ende der Welt lag.

»Können Sie mir sagen, was Álvaro hier zu suchen hatte? Was wollte er mitten in der Nacht auf dieser Landstraße?«

Griñán warf Doval einen schnellen Blick zu, worauf der eher zögerlich einen Schritt nach vorne trat und das Wort ergriff.

»Álvaro ist hier in Galicien zur Welt gekommen. Ich weiß nicht, wo er hinwollte, als er den Unfall hatte, aber wie die Polizei Ihnen vermutlich schon mitgeteilt hat, scheint kein anderes Fahrzeug beteiligt gewesen zu sein. Es sieht alles danach aus, als sei er am Steuer eingeknickt. Es ist ein Jammer – mit vierundvierzig! Er hatte das Leben noch vor sich. Er war ein feiner Kerl, ich habe ihn sehr geschätzt.«

Manuel erinnerte sich vage daran, in Álvaro's Personalausweis mal dessen Geburtsort gelesen zu haben – ein Ort, zu dem er keine Verbindung mehr gehabt zu haben schien. Er konnte sich auch nicht entsinnen, dass Álvaro ihn je erwähnt hätte. Warum auch? Als sie sich begegnet waren, hatte er erzählt, dass er mit seiner sexuellen Veranlagung bei seiner Familie nicht eben auf Akzeptanz gestoßen war. Mit seinem Umzug nach Madrid hatte er mit seiner Vergangenheit abgeschlossen.

»Aber er hätte in Barcelona sein sollen. Was hat er hier gemacht? Soweit ich weiß, hatte er seit Jahren keinen Kontakt mehr zu seiner Familie.«

»Tja, soweit Sie wissen ...«, murmelte Griñán.

»Was soll das heißen?«, fragte er scharf.

»Schauen Sie, Manuel – darf ich Sie Manuel nennen? Ich rate meinen Mandanten immer, ehrlich zu sein, insbesondere zu ihren Partnern. Schließlich teilen sie ihr Leben mit ihnen, und sie sind es auch, die mit ihrem Tod zurechtkommen müssen. Álvaro war da keine Ausnahme, aber es steht mir nicht zu, über die Gründe zu urteilen, warum er es Ihnen verschwiegen hat. Ich bin lediglich der Überbringer der Botschaft. Was ich Ihnen mitteilen muss, wird mir keine Sympathien einbringen, aber es ist nun mal mein Job, ich bin Álvaros Anwalt, und ich werde meiner Aufgabe bis zum Ende gerecht.« Er legte eine kleine Kunstpause ein, ehe er weitersprach: »Álvaro Muñiz de Dávila hat seit dem Tod seines Vaters vor drei Jahren den Titel des Grafen von Santo Tomé getragen, einer der ältesten galicischen Grafschaften. Der Familiensitz liegt nur ein paar Kilometer von der Unfallstelle entfernt. Diesmal wusste ich nicht, dass er hier war, aber er kam regelmäßig, um dort gewisse Dinge zu regeln.«

Manuel hatte den Ausführungen des Anwalts zusehends erstaunt zugehört. Jetzt sagte er mit einem ungläubigen Lächeln: »Sie wollen mich auf den Arm nehmen.«

»Ich kann Ihnen versichern, dass jedes Wort wahr ist, und ich kann Ihnen Beweise vorlegen, die jeden Zweifel ausräumen.«

Manuel sah nervös zum Empfang, dann wieder zu Griñán.

»Sie wollen also behaupten, mein Mann war ein Adliger? Ein Graf, sagten Sie? Mit Ländereien, Herrensitz und einer Familie, von der ich nichts weiß? Fehlt nur noch, dass Sie mir gleich erzählen, er hatte Frau und Kinder.«

Der Mann hob abwehrend die Hände.

»Um Himmels willen, nein. Wie gesagt, Álvaro hat den Titel

seines Vaters geerbt, als der vor drei Jahren starb. Ich habe ihn kennengelernt, als er die Familiengeschäfte übernommen hat. Ein Adelstitel ist eine Verpflichtung, müssen Sie wissen, und der kam Álvaro nach.«

Manuel merkte erst, dass er die Stirn krauszog, als er sich die Fingerspitzen an die Schläfen legte, um den aufkommenden Kopfschmerz zu bekämpfen, der als Pochen hinter seinen Augen angefangen hatte und sich jetzt in seinem Schädel ausbreitete wie glühende Lava.

»Die Polizei hat erzählt, dass ein Angehöriger ihn identifiziert hat ...«

»Ja, sein Bruder Santiago, der Mittlere der drei. Álvaro war der Älteste. Francisco, der Jüngste, ist kurz nach seinem Vater gestorben. Er hatte Depressionen und allem Anschein nach Drogenprobleme. Eine Überdosis. Das Schicksal hat der Familie in den letzten Jahren schlimm mitgespielt. Die Mutter lebt noch, ist aber gesundheitlich angeschlagen.«

Der Kopfschmerz wurde heftiger.

»Das ist unglaublich ... Warum hat er das alles vor mir geheim gehalten?«, murmelte Manuel an niemand Bestimmten gerichtet.

Doval und Griñán sahen einander betreten an.

»Was das betrifft, kann ich Ihnen leider nicht weiterhelfen. Ich weiß auch nicht, warum Álvaro sich entschieden hat, sich so zu verhalten. Aber er hat klare Anweisungen hinterlassen, was im Fall seines Todes zu tun ist, der ja nun leider eingetreten ist.«

»Was soll das heißen – wollen Sie damit andeuten, dass Álvaro mit seinem Tod gerechnet hat? Versetzen Sie sich mal in meine Lage! Ich habe soeben erfahren, dass mein gerade verstorbener Ehemann mir nichts von seiner Familie erzählt hat. Ich verstehe gar nichts mehr ...«

Griñán nickte mitfühlend. »Das alles muss ein furchtbarer Schock für Sie sein. Es gibt natürlich ein Testament – das ist ganz

normal für jemanden in seiner Position. Wir haben damals, als er seine Aufgaben übernommen hat, eine erste Version aufgesetzt, aber mit den Jahren ist sie mehrmals überarbeitet worden. Álvaro hat darin auch festgelegt, was im Fall seines Todes zu tun ist. Natürlich wird es zu einem späteren Zeitpunkt eine offizielle Testamentseröffnung geben, aber er hat verfügt, dass binnen vierundzwanzig Stunden nach seinem Tod ein vorläufiges Schreiben verlesen werden soll, das den Angehörigen und Erben sicher vieles erleichtert, wenn Sie mir die Bemerkung erlauben. Denn so kennen Sie die Eckdaten noch vor der Testamentseröffnung, die einer entsprechenden Klausel zufolge innerhalb von drei Monaten stattfinden soll.«

In einer Mischung aus Ratlosigkeit und Ohnmacht blickte Manuel zu Boden.

»Wir haben uns erlaubt, Ihnen ein Hotelzimmer in der Stadt zu reservieren. Ich kann mir vorstellen, dass Sie keine Zeit hatten, sich darum zu kümmern. Ich habe die ganze Familie für morgen Vormittag zur Verlesung des Dokuments in meine Kanzlei gebeten. Wir schicken Ihnen einen Wagen, der Sie vom Hotel abholt. Die Beerdigung findet übermorgen auf dem Privatfriedhof des Familienanwesens As Grileiras statt.«

Manuel hatte das Gefühl, sein Kopf könnte jeden Moment platzen.

»Die Beerdigung? Wer hat das entschieden? Mich hat keiner gefragt. Ich habe da doch wohl auch ein Wörtchen mitzureden, oder nicht?«

Er war laut geworden, aber es war ihm inzwischen egal, ob der Schalterbeamte ihn hören konnte oder nicht.

»So will es die Familientradition«, erklärte Doval.

»Die Tradition interessiert mich einen feuchten Kehricht. Für wen halten die mich eigentlich? Ich bin sein Ehemann!«

»Señor Ortigosa«, schaltete Griñán sich wieder ein und fuhr dann versöhnlicher fort: »Manuel. Er selbst hat das verfügt. Es

war Álvaro ausdrücklicher Wunsch, auf dem Familienanwesen bestattet zu werden.«

Die Schwingtür hinter Griñán und seinem Sekretär wurde so jäh aufgestoßen, dass die beiden herumwirbelten. Zwei Polizeibeamte kamen auf sie zu: einer noch sehr jung, der andere Ende fünfzig. Der Ältere wäre als Karikatur eines Polizisten durchgegangen: Er war vielleicht einen Meter sechzig groß, und Manuel bezweifelte, dass er mit dem dicken Bauch, den er vergeblich unter der schneidigen, tadellos gebügelten Uniform zu verbergen suchte, auf der Polizeischule heute noch Chancen gehabt hätte. Um das Bild zu vervollständigen, trug er einen Schnauzbart, der, genau wie die Haare an den Schläfen und die altmodischen Koteletten, allmählich ergraute.

Er warf einen abschätzigen Blick auf Dovals und Griñáns teure Anzüge und fragte dann, wobei es eher wie eine Feststellung klang: »Polizeikommissar Nogueira, Guardia Civil – Sie sind die Angehörigen von Álvaro Muñoz de Dávila?«

»Die Anwälte.« Griñán hielt ihm die Hand hin, die der Polizist geflissentlich übersah, woraufhin Griñán auf Manuel deutete. »Und Manuel Ortigosa, sein Ehemann.«

Dem Polizisten war die Überraschung deutlich anzusehen. »Der Ehemann von ...« Er wies vage mit dem Daumen über die Schulter und sah angewidert zu seinem Kollegen, der ihm die erwartete Rückendeckung verwehrte und stattdessen in seinem Notizbuch blätterte.

»Haben Sie ein Problem damit?«, blaffte Manuel ihn an.

Statt zu antworten, suchte der Polizist erneut das Einvernehmen seines Kollegen, doch der zuckte bloß mit den Schultern.

»Regen Sie sich wieder ab. Der Einzige, der hier ein Problem hat, ist dieser arme Kerl auf dem Seziertisch«, sagte Nogueira schließlich und zog damit Griñáns und Dovals Missfallen und einen vernichtenden Blick von Manuel auf sich. »Ich muss Ihnen ein paar Fragen stellen.«

Manuel nickte.

»Wann haben Sie Álvaro Muñoz de Dávila zuletzt gesehen?«

»Vorgestern am späten Nachmittag, bevor er losfuhr. Wir leben in Madrid ...«

»Aha, in Madrid«, wiederholte Nogueira und vergewisserte sich, dass sein Kollege mitschrieb. »Und wann hatten Sie zuletzt Kontakt mit ihm?«

»Gestern Nacht gegen eins. Er hat mich angerufen, und wir haben eine Weile gesprochen.«

»Aha, gestern Nacht ... Hat er Ihnen gesagt, wo er da war oder wo er hinwollte?«

Manuel zögerte kurz.

»Nein. Ich wusste nicht mal, dass er hier in Galicien war. Ich dachte, er wäre in Barcelona bei einem Meeting mit einem Kunden. Er ist ... Er war in der Werbebranche und hatte eine Kampagne für eine Hotelkette entwickelt ...«

»Aha, Meeting mit einem Kunden.«

Die Art und Weise, wie der Mann Manuels Worte wiederholte, erschien ihm taktlos, auch wenn ihm im Grunde klar war, dass ihn weniger der herablassende Tonfall als vielmehr der Umstand traf, dass er belogen worden war.

»Worüber haben Sie sich unterhalten? Wissen Sie noch, was er gesagt hat?«

»Nichts Konkretes ... Er hat erwähnt, dass er sehr müde war und am liebsten wieder nach Hause käme ...«

»War er auffallend nervös, verärgert oder aufgebracht?«

»Nein. Nur müde.«

»Hat er Ihnen von irgendeinem Streit erzählt?«

»Nein.«

»Hatte Ihr ... Ihr Mann Feinde? Jemand, der es auf ihn abgesehen haben könnte?«

Manuel sah kurz den Anwalt an, bevor er antwortete: »Nein. Nicht dass ich wüsste. Was soll die Frage überhaupt?«

»Nicht dass er wüsste«, echote Nogueira.

»Warum sagen Sie mir nicht endlich, worauf Sie hinauswollen? Was soll die Frage nach Feinden? Sie glauben doch wohl nicht ...«

»Gibt es jemanden, der bezeugen kann, dass Sie gestern Nacht gegen ein Uhr in Madrid waren?«

»Ich habe mit Álvaro zusammengelebt. Und der war angeblich in Barcelona. Ich war gestern den ganzen Tag über alleine zu Hause, also kann natürlich niemand bezeugen, dass ich in Madrid war. Aber heute früh war ich daheim, das können Ihre Kollegen bestätigen, die mir die Nachricht überbracht haben. Was soll die Fragerei?«

»Mittlerweile kann ein Handy mit einer Genauigkeit von rund hundert Metern geortet werden, wussten Sie das?«

»Das ist ja fantastisch – aber ich verstehe immer noch nicht, worauf Sie hinauswollen. Erzählen Sie mir, was hier los ist! Ihre Kollegen sagen, Álvaro ist am Steuer eingeschlafen, er ist auf gerader Strecke von der Straße abgekommen, und es waren keine anderen Fahrzeuge beteiligt.«

Manuel klang jetzt beinahe verzweifelt. Dass der Kommissar ihm nicht antwortete und stattdessen immer neue Fragen stellte, machte ihn wahnsinnig.

»Womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?«

»Ich bin Schriftsteller«, antwortete er müde.

Der Mann neigte den Kopf leicht zur Seite und grinste schief.
»Sehr schön. Und wovon *leben* Sie?«

»Habe ich doch gesagt. Ich bin Schriftsteller.«

Allmählich verlor Manuel die Geduld. Dieser Typ war doch ein Idiot.

»Aha, Schriftsteller«, wiederholte Nogueira. »Was für ein Auto fahren Sie? Farbe? Modell?«

»Einen blauen BMW. Können Sie mir jetzt bitte verraten, ob am Tod meines Mannes irgendetwas verdächtig ist?«

Der Polizist wartete, bis sein Kollege fertig geschrieben hatte, bevor er antwortete: »Wenn jemand bei einem Verkehrsunfall ums Leben kommt, verlangt die Staatsanwaltschaft die äußere Leichenschau vor Ort. Eine Autopsie wird nur dann durchgeführt, wenn ein hinreichender Anfangsverdacht auf eine andere Todesursache besteht. Der Wagen Ihres ... Ihres Mannes« – er seufzte – »weist am Heck eine Beschädigung und Lackpartikel eines anderen Fahrzeugs auf.«

Wieder ging die Schwingtür auf, ein weiterer Polizist kam auf sie zu und blaffte Nogueira an: »Was machen Sie hier?«

Die beiden Polizisten nahmen Haltung an.

»Chef ... Manuel Ortigosa ist ein Angehöriger des Verstorbenen, er ist gerade aus Madrid eingetroffen. Wir nehmen seine Aussage auf.«

Der Neue kam auf Manuel zu und schüttelte ihm fest die Hand.

»Señor Ortigosa, es tut mir sehr leid, was passiert ist, und bitte entschuldigen Sie die Unannehmlichkeiten, die Kommissar Nogueira Ihnen mit seinem voreiligen Handeln bereitet hat.« Er bedachte seinen Mitarbeiter mit einem vernichtenden Blick. »Wie Ihnen die Kollegen sicher schon mitgeteilt haben, besteht kein Zweifel daran, dass der Tod Ihres Mannes ein tragischer Unfall war.«

Obwohl Nogueira hinter seinem breit gebauten Vorgesetzten teilweise verschwand, konnte Manuel sehen, wie er unter dem Schnauzbart missmutig den Mund verzog.

»Aber Ihr Kommissar hier hat mir doch gerade mitgeteilt, dass Álvaro gar nicht hierhergebracht worden wäre, wenn kein Verdacht bestanden hätte.«

»Da hat er die falschen Schlüsse gezogen«, sagte der Mann, diesmal ohne Nogueira eines Blickes zu würdigen. »Der Verstorbene ist mit Rücksicht auf seine gesellschaftliche Position hierher überführt worden. Seine Familie ist in der Gegend bekannt und hoch angesehen.«

- »Wird er jetzt obduziert?«
- »Das wird nicht nötig sein.«
- »Darf ich ihn sehen?«
- »Natürlich. Ich begleite Sie.«

Der Mann legte Manuel eine Hand auf die Schulter und schob ihn sanft in Richtung Schwingtür.

Das Hotelzimmer war blendend weiß gestrichen. Ein halbes Dutzend Kissen lag auf dem Bett. Sämtliche zur Verfügung stehenden Deckenstrahler, Tischlämpchen und Wandleuchten waren eingeschaltet, sodass das Bett wie eine Fata Morgana wirkte. Es war die schmerzliche Fortsetzung der isländischen Sonne, die am Morgen seine Wohnung geflutet und ihn mit gleißendem Licht knapp fünfhundert Kilometer bis Lugo begleitet hatte. Dort hatte der bewölkte Himmel seinen Augen eine Pause beschert, und das Gefühl, wie bei einem Migräneanfall die Welt nur unscharf und verschwommen durch ein Prisma zu sehen, hatte nachgelassen.

Manuel löschte fast alle Lichter, streifte die Schuhe ab, nahm kurz die Minibar in Augenschein und bestellte sich dann beim Zimmerservice eine Flasche Whisky. Ihm entging weder die tadelnde Miene des Kellners, als er dessen Angebot ausschlug, ihm auch etwas zu essen zu bringen, noch der Blick, mit dem der Mann über Manuels Schulter hinweg das Zimmer inspizierte.

Griñáns Redeschwall – wie er sich vergeblich bemüht hatte, die Leer- und Fehlstellen zu füllen, all das, was Álvaro ihm vor-enthalten hatte – war während der Fahrt zum Hotel weitergegangen, weil der Anwalt darauf bestanden hatte, ihn zu begleiten. Er hatte ihn bis zur Rezeption gebracht, wo Doval bereits sämtliche Formalitäten erledigt und auf sie gewartet hatte. Eine Weile hatten sie noch vor den Aufzügen herumgestanden, bis Griñán zu guter Letzt bewusst zu werden schien, wie erschöpft Manuel sein musste und dass er sicherlich lieber alleine wäre.

Manuel goss sich einen doppelten Whisky ein und legte sich aufs Bett. Er schob die Kissen am Kopfende zusammen, lehnte sich mit dem Rücken dagegen und leerte das Glas in zwei Zügen, als wäre es Medizin. Dann stand er auf, ging zum Schreibtisch zurück und schenkte sich ein weiteres Glas ein. Auf dem Rückweg zum Bett machte er kehrt und nahm die Flasche mit. Er stöhnte. Selbst wenn er die Augen fest zukniff, sah er diese verfluchte nächtliche Sonne wie eine Brandwunde auf der Netzhaut, gleißend und unscharf wie Ektoplasma.

In seinem Kopf lagen die Notwendigkeit zu denken und der feste Entschluss, es nicht zu tun, im Widerstreit. Wieder füllte er das Glas und kippte den Whisky so schnell hinunter, dass ihm schlecht wurde. Doch sobald er jetzt die Augen schloss, stellte er erleichtert fest, dass das Sonnengleißen nachließ. Stattdessen gingen ihm die Gespräche, die er im Lauf des Tages geführt hatte, durch den Kopf und vermischten sich mit Erinnerungen; so viele kleine, augenscheinlich unbedeutende Details ergaben mit einem Mal Sinn. Der Tod von Álvaro Vater vor drei Jahren, der Tod des jüngsten Bruders wenige Tage später ...

Es war im September vor drei Jahren gewesen, als Manuel geglaubt hatte, es wäre alles aus und vorbei. Er war sich sicher gewesen, Álvaro für immer verloren zu haben. Er sah alles noch ganz genau vor sich: Álvaro angespanntes Gesicht, die gespielte Gelassenheit, mit der er ihm mitgeteilt hatte, dass er für zwei Tage verreisen müsse. Die unerschütterliche Ruhe und Sorgfalt, mit der er seine Klamotten zusammengelegt und im Koffer verstaut hatte. »Wo fährst du hin?« Das Schweigen als Antwort, die traurige Miene und der abwesende Blick. Kein Bitten, Betteln und Drohen hatte etwas verändert. Doch in der Tür hatte Álvaro sich noch einmal umgedreht.

»Manuel, ich habe dich nie um etwas gebeten, aber diesmal musst du mir vertrauen. Machst du das?«

Manuel hatte genickt, obwohl er gewusst hatte, dass er ge-

rade zu viel versprach. Aber was hätte er sonst tun sollen? Der Mann, den er liebte, war drauf und dran fortzugehen, und ihre Liebe zerrann zwischen seinen Fingern wie nasses Salz. In jenem Moment war nur eins gewiss gewesen: dass nichts Álvaro aufgehalten hätte. Er wäre so oder so gegangen, und ihn ziehen zu lassen war das Einzige, was sie noch zusammenzuhalten schien.

Álvaro hatte die Wohnung mit einem kleinen Koffer verlassen und Manuel in einen Sturm der Gefühle gestürzt. Die Sorge und Angst vermischten sich nach und nach mit der Gewissheit, dass Álvaro nie mehr wiederkommen würde. Fieberhaft ließ Manuel die vorangegangenen Tage Revue passieren und grübelte über den Moment, in dem alles aus dem Gleichgewicht geraten war. Urplötzlich waren die acht Jahre Altersunterschied zum Problem geworden, und er machte sich Vorwürfe wegen seiner exzessiven Liebe zu den Büchern und seines Wunsches nach einem beschaulicheren Leben. Vielleicht war das zu wenig gewesen für einen so viel Jüngeren, Schöneren... Manuel verfluchte sich selbst, weil er offenbar nicht erkannt hatte, dass die Welt um ihn herum aus den Fugen geraten war.

Nach der anfänglichen Ungewissheit kamen Enttäuschung und Schmerz, die einander in rascher Folge ablösten und ihn in den gleichen emotionalen Abgrund stürzten, gegen den er sich seit dem Tod seiner Schwester für immer gefeit geglaubt hatte. Am vierten Abend wartete er entmutigt auf Álvaros Anruf; wie gebannt und gefangen in seiner Verzweiflung startete er das Telefon an.

Ihm war bewusst, dass er flehend klang, als der Anruf endlich kam. »Zwei Tage, hast du gesagt... Heute ist schon der vierte.«

Álvaro seufzte. »Es ist etwas Unvorhergesehenes passiert. Es ist komplizierter, als ich dachte.«

Manuel nahm allen Mut zusammen.

»Álvaro, kommst du zurück?«, fragte er leise. »Sag mir die Wahrheit.«

»Natürlich.«

»Sicher?« Dann verdoppelte er den Einsatz, wohl wissend, dass er alles verlieren konnte, und spielte die letzte Karte aus:

»Wenn es nur ist, weil wir verheiratet sind ...«

Am anderen Ende der Leitung holte Álvaro tief Luft und atmete dann langsam wieder aus. Er klang unendlich müde – oder war es Ärger? Unmut darüber, dass er in Zugzwang war und sich mit etwas Lästigem, Unangenehmem auseinandersetzen musste?

»Ich komme zurück, weil ich es will und weil bei dir mein Zuhause ist. Ich liebe dich, Manuel, und ich will mit dir zusammen sein. Ich will nichts lieber, als wieder nach Hause zu kommen – das hier hat nichts mit uns zu tun.«

In seiner Stimme lag eine derartige Verzweiflung, dass Manuel ihm glaubte.

Dürrezeit

Álvaro kam wieder, aber noch Wochen später hatte er das Gefühl, nicht ganz anwesend zu sein. Es war, als wäre sein wahres Ich viele Kilometer entfernt zurückgeblieben und nur seine leere Hülle nach Hause zurückgekehrt.

Dennoch umarmte Manuel diesen Körper, den er so gut kannte, küsste die versiegelten Lippen und schlug in stiller Dankbarkeit die Augen nieder.

Es folgte weder eine Erklärung noch eine Entschuldigung. Kein Wort darüber, was in den vergangenen Tagen passiert war. In der ersten Nacht sagte Álvaro, nachdem sie sich geliebt hatten und nun still nebeneinanderlagen: »Danke, dass du mir vertraut hast.«

Mit diesen Worten war jede Möglichkeit zu Grabe getragen, eine Erklärung zu erhalten, warum Álvaro ihn in die Hölle gestürzt hatte.

Manuel nahm es hin wie eine Liebkosung über wundem Fleisch. Er war so dankbar und erleichtert, dass er die Demütigung schluckte. Doch in den darauffolgenden Wochen kehrte die Panik wieder, wann immer er von Álvaro getrennt war.

Manchmal beobachtete er ihn verstohlen, während sie sich einen Film ansahen oder wenn Álvaro schlief, und er versuchte, irgendeinen verräterischen Hinweis zu entdecken, fahndete nach Zeichen, die ihm das Herz brechen könnten. Und es gab einige davon. Álvaro machte einen traurigen, niedergeschlagenen Eindruck. Er kam früher als sonst nach Hause und über-

ließ es immer öfter Mei, Projekte außerhalb der Stadt zu präsentieren. Wenn Manuel vorschlug, ins Kino oder essen zu gehen, schützte Álvaro vor, müde zu sein, und Manuel akzeptierte es, weil sein Mann wirklich müde aussah, vom Leben erschöpft, als trüge er eine schwere Last auf den Schultern. Oder furchtbare Schuld.

Dann begannen die Anrufe. Sie waren zuvor immer ganz unbefangen an ihre Handys gegangen – nur während des gemeinsamen Abendessens nicht, das war »ihr Moment«, wie sie es nannten. Jetzt auf einmal verließ Álvaro das Zimmer, um zu telefonieren. Manuel konnte ihm zwar ansehen, wie unangenehm ihm die Anrufe waren, und das war beinahe beruhigend, aber der Dämon des Zweifels kehrte Mal für Mal zurück.

Er wurde zu einem Besessenen, der noch in den geringsten Details einen untrüglichen Hinweis auf Treulosigkeit zu entdecken glaubte und jede von Álváros Gesten unter die Lupe nahm. Dessen Liebe war weder abgekühlt, noch war sie inniger geworden – was in Manuels Augen noch viel verdächtiger gewesen wäre. Wer etwas bereut, bemüht sich schließlich um Wiedergutmachung, um seine Schuldgefühle zu überspielen. Doch Manuel fand keinen Anhaltspunkt. Die wenigen Male, die Álvaro verreise, blieb er nie länger als einen Tag weg, und wenn es doch mal zwei wurden, dann nur, weil Manuel darauf bestand: »Ist doch unnötig, dass du die lange Fahrt am Stück runterreißt. Übernachte doch dort und fahr erst am Morgen.«

Dem Anschein nach war also alles in bester Ordnung. Álváros Lächeln war ein bisschen bemüht und traurig, aber so voller Zärtlichkeit, dass Manuel zu hoffen wagte, Álvaro werde bei ihm bleiben. Nach und nach erkannte er in diesem Lächeln den Mann wieder, den er liebte, und das genügte, um ihn wieder aufzurichten. Es gab nur einen einzigen Hinweis, ein einziges Indiz, von dem er nicht wusste, wie er es deuten sollte. Wenn Álvaro wieder einmal von einer Reise zurückgekehrt war, er-

tappte Manuel ihn von Zeit zu Zeit dabei, wie er ihn anstarrte, während Manuel in einem Buch blätterte oder am Schreibtisch saß und so tat, als würde er arbeiten. Álvaro lächelte dann sein selbstgewisses, kluges Lächeln, und wenn Manuel fragte, warum er ihn denn so ansehe, schüttelte er bloß den Kopf, als scheute er die Antwort, nur um ihn im nächsten Moment so fest zu umarmen wie ein Schiffbrüchiger, der die rettende Planke umklammert. Dann war da kein Platz mehr zwischen ihnen, keine noch so kleine Lücke, durch die der Zweifel hätte hindurchkriechen können.

Irgendwann beschloss Manuel, nicht länger leiden zu wollen. Die Anrufe seines Verlags häuften sich, und er würde sich nicht mehr mit einer Erkältung oder Arztbesuchen herausreden können, außerdem war er zu ehrlich, um so etwas über einen längeren Zeitraum durchzuhalten. Der Roman, um den es derzeit ging, sollte sein größter Erfolg werden, sein bislang bestes Buch.

Lesen war ihm ein Leben lang Zuflucht gewesen: damals, als er und seine Schwester zu Waisen wurden; in den Jahren, in denen sie bei ihrer alten Tante lebten, bis seine Schwester endlich volljährig war und mit ihm in das Haus zog, das ihren Eltern gehört und bis dahin leer gestanden hatte. Lesen war die Festung, in die er sich zurückzog, während er den aussichtslosen Kampf gegen seine aufkeimende Sexualität führte, ein Schutzschild, hinter dem er sich für den Umgang mit anderen Menschen wappnen und seinen Mut zusammennehmen konnte. Schreiben indes war für ihn noch unendlich viel mehr: Das Schreiben war sein innerer Palast, ein Palast voller geheimer Orte und Plätze, die zusammen eine endlose Flucht von Räumen bildeten, durch die er lachend und barfuß hindurchlief und immer wieder innehielt, um die Schönheit der dort verborgenen Schätze zu bestaunen.

Er war ein guter Student gewesen und erhielt direkt nach dem Abschluss das Angebot, Spanische Geschichte an einer renom-

mierten Madrider Universität zu unterrichten. Weder während des Studiums noch in der kurzen Zeit als Dozent verspürte er den Drang zu schreiben. Dazu musste er erst eine Phase unendlicher Trauer überwinden.

Es gibt eine sichtbare, äußere Trauer mit Tränen und Trauerflor, und dann gibt es eine andere, bodenlose, unendliche, stumme, die sehr viel mächtiger ist. Die sichtbare Trauer hatte er beim Tod seiner Eltern erlebt: das Aufbegehren gegen die Ungerechtigkeit, die ganze elende Kälte kindlicher Einsamkeit, die öffentliche, schwarze Trauer, die ihn und seine Schwester mit dem Kainsmal des Unglücks versah. Aus Angst, es könnte noch einmal passieren, weinte er Nacht für Nacht, während er eng an seine Schwester geschmiegt dalag und ihr das Versprechen abnahm, dass sie ihn niemals im Stich lassen dürfe; dass ihr Leid nur der Preis dafür gewesen sei, dass sie von jetzt an unverwundbar seien.

Irgendwann glaubten sie beide daran.

Später, als sie älter waren, war aus der Überzeugung, ihnen könne nichts Schlimmes mehr zustoßen, Gewissheit geworden. Doch dann traf das Schicksal ihn an seinem einzigen wunden Punkt.

Während ihrer letzten Tage im Krankenhaus sagte seine Schwester zu ihm: »Es tut mir unendlich leid, dass ich dich im Stich lassen muss. Ich dachte immer, der einzige Schmerz, der mich vernichten könnte, hinge mit dir zusammen, aber jetzt stellt sich heraus, dass ich *dein* wunder Punkt bin.«

»Halt den Mund!«, entgegnete er und brach in Tränen aus.

Sie wartete geduldig, bis er sich wieder beruhigt hatte, dann winkte sie ihn näher, bis ihre schrundigen Lippen sein Gesicht berührten. »Du musst mich vergessen. Du darfst nicht mehr an mich denken und dich mit Erinnerungen quälen. Wenn ich die Augen zumache, sehe ich immer noch den verängstigsten Sechsjährigen vor mir, und ich habe Angst, du könntest wieder anfan-

gen zu weinen wie damals als Kind. Früher konnte ich deswegen nicht schlafen. Und auch jetzt komme ich nicht zur Ruhe ...«

Er versuchte, sich von ihr zu lösen, um nicht hören zu müssen, was als Nächstes käme, aber es war zu spät, sie hielt ihn mit ihren langen, schmalen Händen fest.

»Versprich es mir, Manuel. Versprich mir, dass du nicht leidest. Ich will nicht der wunde Punkt in deinem Leben sein. Niemand darf jemals dein wunder Punkt sein.«

Er versprach es ihr. Und als sie dann für immer die Augen schloss, war die Trauer unendlich, bodenlos und stumm.

Dutzende Male war er gefragt worden, warum er schrieb. Er hatte ein paar gute, zum Teil sogar ehrliche Antworten parat, die er je nach Gelegenheit gab: die Freude, sich mitzuteilen, das Bedürfnis, andere Menschen zu erreichen ... Aber das war nicht die ganze Wahrheit. Er schrieb, um einen Moment des inneren Friedens zu finden, denn nur in derlei Momenten war er imstande, in seinen Palast zurückzukehren, an den einzigen Ort, zu dem die bodenlose Trauer keinen Zutritt hatte. Es war kein vorsätzlicher Entschluss gewesen, sondern der Ausdruck einer tiefen Sehnsucht, die er immer in sich getragen hatte. Eines Tages hatte er sich einfach vor ein weißes Blatt Papier gesetzt und zu schreiben angefangen. Die Wörter sprudelten aus ihm heraus wie kühles Wasser aus einer geheimen Quelle, die er selbst viele Bücher später nicht hätte benennen oder orten können. Er wusste nur eins: Die Quelle war irgendwo in seinem Kopf. So hatte er auch den Palast entdeckt. Dorthin konnte er sich nun zurückziehen, wann immer er wollte. Dieser Ort vollkommenen Glücks inspirierte und schützte ihn.

Als sein erster Roman sich so gut verkaufte, dass er einfach weitermachen musste, ließ er sich an der Universität für zwei Jahre beurlauben. Dort ahnten sie bereits, dass er nicht wiederkommen würde, auch wenn es niemand aussprach. Das Dekanat

organisierte eine Abschiedsfeier für ihn, und mit einem Mal war der Ärger über die ständigen Interviews und Fotoreportagen auf dem Campus vergessen, mit denen die Sonntagsbeilagen und Feuilletons den jungen Professor porträtierten, der mit seinem ersten Buch auf Platz eins der Bestsellerlisten gelandet war. Auf reizende Art um seine Zukunft besorgt, kamen sie grüppchenweise oder einzeln zu ihm, wünschten ihm Glück und warnten ihn wohlmeinend vor den Untiefen einer grausamen Verlagswelt, mit der sie selbst nie zu tun gehabt hatten. Ihr Leben, das war die Universität, der Elfenbeinturm, in dem ihn alle mit offenen Armen empfangen würden, wenn er nach seinem kleinen Abenteuer mit der großen Hure Literatur zurückkäme.

Manuel wusste, dass er sich selbst etwas vormachte, wenn er sich einredete, wegen seiner inneren Qualen nicht schreiben zu können. In Wahrheit war es genau umgekehrt. Der Palast war der heilende Ort, der die Wunden schloss. Sein Verlag forderte eine feste Zusage, ein Datum, irgendwas. Und Álvaro war immer noch da. Monate waren vergangen, ohne dass das Unbehagen, das nur Manuel wahrzunehmen schien, tatsächlich zur Bedrohung geworden wäre. Das Leben war weitergegangen, und Álvaro hatte sein Lächeln wiedergefunden. Die Momente der Traurigkeit waren im ruhigen Fluss des Alltags verblasst. Die Anrufe, die ihn so aus der Fassung gebracht hatten, versiegten. Was immer geschehen war, was immer gedroht hatte, ihre Welt zu zerstören – es war vorbei. Und so kehrte Manuel in seinen Palast zurück und begann wieder zu schreiben.

Feng-Shui

In einem Artikel über Feng-Shui hatte Manuel gelesen, dass ein Spiegel in einem Schlafzimmer nichts zu suchen hatte – ein Prinzip, das der Innenausstatter des Hotels nicht gekannt zu haben schien. Selbst im schummrigen Licht konnte er sein Spiegelbild deutlich erkennen. Mit seinem fahlen Gesicht und dem leeren Whiskyglas, das er sich mit beiden Händen vor die Brust hielt, erinnerte er an einen aufgebahrten Leichnam. Er musste an Álvaro denken. Als er ihn dort auf dem Stahltisch hatte liegen sehen, war er sich sicher gewesen, dass der Tote nicht Álvaro war. Der Eindruck war so stark gewesen, dass er sich umgedreht hatte, um den Kommissar, der diskret ein paar Schritte hinter ihm stehen geblieben war, auf den Irrtum hinzuweisen.

Álvaros Gesicht hatte wächsern gewirkt, vielleicht auch nur wegen des gelblichen Lichts; wie eine Maske des Mannes, der er gewesen war. Manuel war sich nicht sicher gewesen, was er jetzt tun sollte. Beinahe hätte er gefragt, ob er ihn berühren dürfe, gleichzeitig wusste er, dass er das nicht fertigbringen würde. Nie wieder würde er dieses Gesicht küssen können, das nur mehr ein Zerrbild des geliebten Mannes war und sich vor seinen Augen auflöste. Er zwang sich, trotzdem hinzusehen; ihm war bewusst, dass sich sein Gehirn hartnäckig weigerte, Álvaro zu erkennen, weil er dessen Tod einfach nicht wahrhaben wollte. Irgendetwas funktionierte nicht richtig, es gelang ihm nicht zu sehen, was er vor Augen hatte. Stattdessen nahm er überdeutlich die Details wahr: die nassen, nach hinten gekämm-

ten Haare. Warum waren die Haare nass? Die geschwungenen Wimpern, in denen Tröpfchen hingen. Die bleichen, geöffneten Lippen. Eine kleine Schnittwunde über der linken Augenbraue, deren dunkle Ränder glatt und sauber aussahen. Sonst nichts. Ihn quälte die absurde Monstrosität seiner Wahrnehmung, die ihn zum teilnahmslosen Beobachter machte. Gleichzeitig spürte er einen heftigen Druck in der Brust, der kaum auszuhalten war.

Manuel hätte gern geweint. Er wusste, dass die Dämme in seinem Inneren alsbald bersten und dem Ansturm der Trauer nachgeben würden. Am liebsten wäre er zusammengebrochen. Stattdessen stand er da wie eine Statue und war nicht imstande, in seinem Inneren den Schlüssel zu jenem Kerker zu finden, in dem der Schmerz eingeschlossen war.

Dann entdeckte er, dass Álvaro's Hand ein Stück unter dem Tuch hervorschaute. Die langen, dunklen, kräftigen Finger. Hände von Toten verändern sich nicht. Sie tragen immer noch die Spuren von Liebkosungen in sich. Manuel nahm Álvaro's Hand und spürte die Kälte, die vom Seziertisch bis in die Fingerspitzen gekrochen war. Aber es war immer noch Álvaro's Hand, die bis auf die erstaunlich rauen Handinnenflächen ganz weich war. »Du bist der einzige Werbemensch mit Holzfällerhänden«, hatte er immer gesagt. Als er die kalte Haut jetzt mit den Lippen berührte, fiel ihm die helle Stelle auf, über der Álvaro so viele Jahre lang seinen Ring getragen hatte.

»Wo ist der Ehering?«

»Wie bitte?« Der Assistent der Rechtsmedizinerin trat einen Schritt nach vorn.

»Er hat einen Ehering getragen.«

»Nein ... Um diese Dinge kümmere ich mich immer vor der Sektion. Außer der Uhr hat er keinen Schmuck getragen – und die Uhr befindet sich bei seinen persönlichen Dingen. Möchten Sie sie sehen?«

Manuel legte vorsichtig Álvaros Hand auf den Stahltisch und zog das Tuch darüber zurecht.

»Nein«, antwortete er und verließ den Raum.

Er goss sich noch einen Whisky ein, doch als er das Glas an die Lippen führte, widerte ihn der Geruch an. Er setzte es auf seiner Brust ab und betrachtete sich über den Rand des Glases hinweg im Spiegel.

»Warum?«, fragte er sein Spiegelbild.

Es antwortete nicht, obwohl es die Antwort kannte.

Der Tod des Vaters vor drei Jahren und ein paar Tage später der des Bruders. Álvaros Traurigkeit, die Anrufe, die er nicht in Manuels Hörweite hatte entgegennehmen können. Fünf Tage Hölle – dann die Rückkehr. Die Übelkeit, die Schlaflosigkeit, die innere Leere, monatelang ... Und das alles wegen einer Lüge, die letzten Endes nicht einmal eine gewesen war, weil er Álvaro mit seinem blöden Versprechen die Möglichkeit eröffnet hatte, die Wahrheit für sich zu behalten.

Erneut hob Manuel das Glas an die Lippen. Diesmal stürzte er den Whisky hinunter. Dann betrachtete er wieder den Mann im Spiegel und fragte: »Kannst du mir vertrauen?«

Der Spiegelmann sah ihn mit unendlicher Verachtung an.

Manuel packte das Glas und schmetterte es der Fratze im Spiegel entgegen, der mit einem Höllenlärm in tausend Scherben zerbarst.

Nur Minuten später klopfte es an der Tür. Manuel bereute sofort, was er getan hatte. Wahrscheinlich würde man ihn gleich auffordern, das Hotel zu verlassen. Er stellte die Flasche beiseite und legte sich eine Ausrede zurecht.

Er zog die Tür einen Spaltbreit auf – gerade weit genug, um den Kellner und den Rezeptionisten ansehen zu können, ohne dass die beiden ihrerseits das Zimmer inspizieren konnten.

»Guten Abend ... Alles in Ordnung bei Ihnen?«

Manuel nickte. Er schöpfte Hoffnung. Immerhin war dies hier ein Fünfsternehotel.

»Die Gäste aus den Nachbarzimmern haben sich über Lärm beschwert ...«

Manuel machte ein zerknirschtes Gesicht.

»Ich fürchte, mir ist ein kleines Missgeschick mit dem Zimmerspiegel passiert. Es ist wegen des Feng-Shui ...« Erst jetzt spürte er, wie betrunken er war.

»Feng-Shui?«, fragten die beiden wie aus einem Mund.

»Eine fernöstliche Lehre, die sich mit der Harmonisierung des Menschen und seiner Umwelt befasst.«

Die beiden Männer sahen ihn fassungslos an. Manuel musste sich zusammenreißen, um nicht laut loszulachen.

»Ich kann nicht schlafen, wenn ein Spiegel meinen Energiefluss stört. Das ist sehr schädlich, müssen Sie wissen, und es wundert mich ehrlich gesagt, dass so etwas in diesem Hotel nicht berücksichtigt wird. Ich habe versucht, ihn abzuhängen, damit die Energie frei strömen kann, aber da ... Keine Sorge, ich komme für die Kosten auf. Setzen Sie ihn mir einfach auf die Rechnung.«

»Selbstverständlich«, sagte der Rezeptionist knapp.

»Wenn Sie gestatten, schicke ich jemanden zum Saubermachen ...« Der Kellner machte bereits einen Schritt nach vorn.

Manuel stellte sich ihm in den Weg. »Wissen Sie, ich bin sehr müde und hatte mich bereits schlafen gelegt ...«

»Sie haben sich am Fuß geschnitten.«

Manuel sah nach unten und stellte überrascht fest, dass er an der Ferse blutete.

»Ich klebe ein Pflaster drauf, und dann gehe ich ins Bett.«

»Sie machen Flecken auf den Teppich.« Der Rezeptionist zeigte auf den Boden.

»Dann zahle ich den Teppich eben auch.«

»Wie Sie wünschen.«

Manuel schlug den beiden die Tür vor der Nase zu, legte

den Hauptlichtschalter um und ließ den Blick durchs Zimmer schweifen. Blutige Fußabdrücke zeichneten seinen schwankenden Weg von dem Scherbenhaufen am Fußende des Betts bis zur Zimmertür. Die dunkle Holzplatte an der Wand war das Einzige, was von dem Spiegel übrig geblieben war.

»Feng-Shui«, murmelte er. »Schwachsinn.«

Im nächsten Moment zog sich sein Magen zusammen. Er stürzte ins Bad, tastete nach dem Lichtschalter, rutschte auf dem Fliesenboden auf seinem eigenen Blut aus. Dann erbrach er sich.

Wunder Punkt

Als er Álvaro kennenlernte, war Manuel siebenunddreißig und hatte bereits sechs Romane veröffentlicht. Er war auf Lesereise für *Was nicht mehr ist* und an sämtlichen drei Wochenenden auf der Madrider Buchmesse, um dort Bücher zu signieren.

Während der Signierstunde am Samstagmorgen war Álvaro ihm gar nicht aufgefallen. Als er am Nachmittag wiederkam und das Buch auf der ersten Seite aufschlug, sah Manuel überrascht hoch.

»Aber das habe ich doch schon signiert...«

Der junge Mann vor ihm lächelte ihn stumm an. Er sah aus wie Ende zwanzig, kastanienbraunes, seitlich gescheiteltes Haar, das ihm über die großen, glänzenden, klugen Augen fiel. Ein feines, dezentes Lächeln. Zurückhaltende Art. Manuel gab ihm die Hand, nur um den festen Händedruck zu spüren, und war hingerissen von der Art und Weise, wie der Unbekannte ein leises »Danke« sagte, das in dem Lautsprecherlärm der Messe und dem Murmeln der anderen Besucher unterging, die wollten, dass er weitermachte. Als der Mann am Sonntagmorgen wiederkam, sah Manuel ihn verwundert an, sagte aber nichts. Erst als er ihm nachmittags das Buch ein viertes Mal vorlegte, wurde er misstrauisch. Das war doch ein Scherz, vielleicht war hier ja irgendwo eine versteckte Kamera? Manuel signierte das Buch von Neuem, gab es dem Mann zurück und sah ihn forschend an.

Morgens wie nachmittags signierte Manuel an den Ständen verschiedener Buchhandlungen, und überall kam Álvaro mit sei-

nem Buch unter dem Arm vorbei. Mal für Mal veränderte sich Manuels Laune, schlug von anfänglicher Überraschung in Argwohn um, dann wurde aus Neugier Vergnügen an diesem Spielchen, das ihn in Atem hielt, während er darauf wartete, dass der Mann wiederkäme, und gleichzeitig hoffte, dass er es nicht täte.

Die Woche zog sich in die Länge. Manuel ertappte sich mehrmals dabei, wie er an diesen hartnäckigen Leser denken musste, doch irgendwann hatte er die Sache vergessen. Als der Mann am darauffolgenden Samstag erneut vor ihm stand, war er sprachlos.

»Warum?«, fragte er nur, während er dessen Buch entgegennahm.

»Weil ich möchte, dass du es signierst«, antwortete der junge Mann, als wäre es das Natürlichste der Welt.

»Aber ich habe es doch schon signiert – mehrmals«, wandte Manuel ein.

Álvaro beugte sich zu ihm vor, damit die Leute in der Schlange ihn nicht hören konnten, und Manuel spürte, wie die Lippen des Mannes sein Haar streiften.

»Weil ich es bin«, sagte er. »Deshalb musst du es mir noch einmal signieren.«

Manuel lehnte sich zurück, um sein Gegenüber zu mustern, und versuchte angestrengt darauf zu kommen, woher sie sich kennen könnten.

Manuel war kein Mönch, auch wenn er beschlossen hatte, nie wieder einen Menschen so nah an sich heranzulassen, dass der ihm wehtun könnte. Aber das bedeutete nicht, dass er keine Liebschaften hatte – Männer, die nie über Nacht blieben und mit denen er niemals sein Leben teilen würde.

Tags darauf notierte er seine Telefonnummer neben sein Autogramm. Eine geschlagene Woche wartete er auf einen Anruf, der nicht kam. Er zog die unterschiedlichsten Gründe in Betracht. Vielleicht fühlte sich der Unbekannte beleidigt; er hatte

sich die Widmungen nicht einmal angesehen, die Manuel ihm in die Bücher geschrieben hatte, sondern das Buch immer direkt zugeklappt, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. Vielleicht war das Teil des Spiels.

Trotzdem wollte der Mann ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen, und so wartete er zusehends ungeduldig auf den nächsten Samstag. Von zwölf bis zwei Uhr war wieder Signierstunde, und ein Leser nach dem anderen zog an ihm vorbei, er schrieb Widmungen, posierte für Fotos ... und wartete.

Irgendwann blickte er auf – und da war er. Sein Herz machte einen Sprung, und er konnte seine Aufregung kaum noch verbergen. Er hatte sich vorgenommen, den Mann nach der Signierstunde auf einen Kaffee oder ein Bier an einem der überfüllten Stände auf dem stickigen Messegelände einzuladen, aber jetzt brachte er vor Nervosität kein Wort heraus. Er sah ihn nur an. Álvaro trug ein weißes Hemd und hatte die Ärmel hochgekrempelt, sodass seine kräftigen, gebräunten Arme gut zur Geltung kamen. Manuel nahm das Buch entgegen und blätterte zu einer Seite, auf die er eine weitere Widmung schreiben konnte. Dabei fiel sein Blick auf eine Notiz unter seiner Telefonnummer. Mit fester Handschrift stand dort geschrieben: »Noch nicht.«

Ohne sich darum zu scheren, ob jemand zuhörte, sah er Álvaro in die Augen und fragte verzweifelt: »Wann denn dann?«

Álvaro hielt seinem Blick stand, sagte aber nichts, bis Manuel schließlich aufgab, seine Widmung hinkritzelte und das Buch enttäuscht und leicht verärgert zurückgab.

Eigentlich mochte er Spielchen wie dieses. Eine langsame Verführung hatte etwas Taoistisches, war lustvoll verheißend, was ihm außerordentlich gefiel. Doch das Verhalten des Unbekannten brachte ihn aus dem Konzept. Der Mann machte ihm keine Avancen, sondern stand einfach nur jeden Morgen und jeden Nachmittag an, einzig und allein, um sich wie jeder andere in der Schlange ein Buch signieren zu lassen.

Manuel war fest entschlossen, das Spiel nicht länger mitzuspielen, und beschränkte sich für den Rest des Wochenendes darauf, jedes Mal auf einer anderen Seite zu unterschreiben und das Buch mit einem freundlichen Lächeln zurückzugeben, wie er es bei jedem anderen tat. Bis Sonntag war er zu dem Schluss gekommen, dass der Typ entweder ein Stalker, ein Verrückter oder einfach bloß ein Autogrammjäger war.

Am letzten Messewochenende Mitte Juni schob sich ein nicht enden wollender Besucherstrom über die zentrale Allee im Retiro-Park. Manuel signierte den ganzen Samstag, ohne dass Álvaro auftauchte. Als Manuel am späten Sonntagvormittag das Gefühl beschlich, der Fremde würde nicht mehr kommen, empfand er eine merkwürdige Leere. Der Verlag hatte ein Abschiedessen in einem Restaurant in der Nähe des Parks organisiert. Kaum einen Bissen bekam er hinunter, und er versuchte verzweifelt, den Gesprächen zu folgen, die sich hauptsächlich um Anekdoten aus Signierstunden anderer Autoren drehten.

Als das Essen vorbei war, trat seine Pressefrau auf ihn zu.

»Du siehst müde aus, Manuel. War es sehr anstrengend? Du hast jedes Wochenende signiert.« Sie warf einen Blick auf ihren Terminplan. »Eigentlich müsstest du noch bei Lee signieren, aber wenn du dich nicht gut fühlst, sage ich dort für dich ab. Die sind wirklich nett dort, das werden sie schon verstehen. Es ist dein letzter Termin, es sind ohnehin nur noch ein paar Nachzügler hier.«

Er ging zu der Signierstunde. Die Junihitze lag drückend über dem Metallverschlag, in dem die Autoren saßen. Um ein wenig Durchzug zu erzeugen, öffneten die Buchhändler die rückwärtigen Türen – vergebens. Den Messebesuchern wiederum schien die Hitze nichts auszumachen. Wie ein riesiger Lindwurm wälzten sie sich an den Ständen vorbei und brachten umso mehr Lärm und Hitze herein. Um acht Uhr abends platzte der Park noch immer aus allen Nähten; erst gegen neun war fast niemand

mehr da. Stattdessen wimmelte es auf einmal von Arbeitern, die Stände abbauten und Getränkeautomaten in Transporter verladen, und überall stapelten sich Kartons, weil die Bücher verpackt werden wollten.

Manuel blieb noch eine Weile, um sich von seinen Gastgebern zu verabschieden. Die Messe war gut für ihn gelaufen; seine Verkaufszahlen waren im dritten Jahr in Folge angestiegen. Doch irgendwann sah er keinen Grund mehr, noch länger zu bleiben. Er lief zwischen den Ständen hindurch und suchte sich eine Bank, von der aus er den Hauptweg und die Arbeiter beobachten konnte.

Dann kam Álvaro und setzte sich zu ihm.

»Ich dachte schon, ich wäre zu spät dran«, entschuldigte er sich mit einem Lächeln. »Zum Glück bist du noch da.«

Manuel spürte das Blut in seinem Hals pulsieren. Er fürchtete schon, dass ihm die Stimme versagte.

»Ich warte auf meine Pressechefin«, flunkerte er.

Álvaro beugte sich vor, um ihm in die Augen zu sehen.

»Deine Pressechefin ist schon vor einer ganzen Weile gegangen, Manuel. Sie ist mir mit einer Autorengruppe aus dem Park entgegengekommen.«

Manuel grinste schief. »Stimmt.«

»Und in Wahrheit ...?«

Álvaro hatte sich ein jugendliches Funkeln in den Augen bewahrt – denselben herausfordernden, selbstsicheren Blick, den Manuel noch viele Jahre später auf jedem Foto wiedererkennen sollte.

»In Wahrheit hatte ich gehofft, dich wiederzusehen.«

»Würdest du ...?« Álvaro hielt ihm erneut sein Buch hin.

Manuel lächelte. Was in aller Welt bezweckte der Mann nur damit?

»Du wirst es so oft signieren müssen, bis du wieder ein Buch schreibst wie dieses.«

Sackgasse

Das Notariat nahm eine ganze Etage in dem herrschaftlichen Innenstadtgebäude ein. Wie versprochen war Manuel am Hotel abgeholt worden. Ein Wagen brachte ihn die kurze Strecke bis zur Kanzlei, wo Doval ihn in einen kleinen Raum neben einem zweiten, größeren führte und ihm Kaffee und einen Teller mit Gebäck anbot. Manuel zwang sich, den Kaffee zu trinken; die Kekse rührte er nicht an. Allein beim Gedanken an Essen wurde ihm schlecht. Die letzte richtige Mahlzeit war das Frühstück am Vortag gewesen, ehe dieser Polizist und die schöne Kommissarin aufgetaucht waren, um ihm die schrecklichste Nachricht der Welt zu überbringen.

Manuel stand auf und stöhnte leise, als er mit dem verletzten Fuß auftrat. Der Schnitt war nicht tief, zog sich aber über die gesamte Ferse. Der verstauchte Knöchel von seinem Sturz im Bad war nicht weiter schlimm; beim Aufwachen hatte es ein bisschen wehgetan, aber nach dem Duschen, und nachdem er ein paar Schritte gegangen war, war es besser geworden. Kopfschmerzen hatte er nicht. Wie hatte die alte Dame gesagt, die ihn zum Whiskytrinken gebracht hatte? »Whisky ist das ideale Getränk für einen Schriftsteller. Man kann immer noch klar denken, obwohl man betrunken ist, und am nächsten Tag hat man keinen Kater.« Die Übelkeit hatte die alte Dame ihm allerdings verschwiegen.

Nachdem Manuel sich mühsam ins Bett geschleppt hatte, hatte er mehrmals wieder aufstehen und sich erbrechen müssen;

es hatte sich angefühlt, als kehrte er sein Innerstes nach außen, bis der Magen irgendwann völlig leer gewesen war. Beim Aufwachen hatte er sich noch einigermaßen gut gefühlt, aber als er sich dann aufsetzte, machte ihm sein Körper klar, dass er immer noch alkoholisiert war.

Manuel trat an die Glastür zum Nachbarzimmer, wo Stühle gerückt wurden. Es war Griñán, der sichtlich angespannt die Anordnung überprüfte, als handelte es sich nicht um einen Notartermin, sondern um eine Beerdigung. Als er Manuel hinter der Glasscheibe entdeckte, kam er lächelnd auf ihn zu.

»Señor Ortigosa ... Sie sehen furchtbar aus.«

Manuel musste lächeln. »Nennen Sie mich doch bitte Manuel.«

»Ich habe heute Morgen im Hotel angerufen, um mich zu erkundigen, wie Sie die Nacht verbracht haben. Sie haben mich über Ihr kleines Missgeschick informiert.«

Manuel setzte bereits zu einer Erklärung an, doch Griñán winkte ab.

»Meine Schuld. Ich hätte wissen müssen, dass Sie in Ihrer Verfassung Schwierigkeiten haben würden einzuschlafen. Das ist ganz normal. Meine Frau ist Ärztin, sie hat mir das hier für Sie mitgegeben.« Der Anwalt reichte ihm ein Pillendöschen aus Blech. »Ich musste ihr allerdings versprechen, Sie zu fragen, ob Sie Bluthochdruck oder ein Herzproblem haben.«

Manuel verneinte. Dann stellte er fest, dass Griñáns Frau wohl nicht nur an Herzprobleme oder Bluthochdruck gedacht hatte: In dem Döschen lagen lediglich zwei Tabletten. Das war wohl die Strafe, wenn man Spiegel zerschlug.

»Nehmen Sie die vor dem Zubettgehen, dann schlafen Sie wie ein Baby. Und machen Sie sich keine Gedanken wegen des kleinen Missgeschicks. Der Hoteldirektor ist ein Mandant und schuldet mir noch einen Gefallen. Es ist alles geregelt.«

Das »kleine Missgeschick« hatte Manuel am Morgen eine geschlagene Stunde gekostet. Er hatte die Scherben in eine Ecke

gefegt, Erbrochenes mit Klopapier aufgewischt und ein Handtuch ruiniert, indem er versucht hatte, das Blut aus dem Teppich zu reiben – ein vergebliches Unterfangen. Danach waren die Flecken nur umso deutlicher zu sehen gewesen. Nachdem er geduscht und sich rasiert hatte, hatte er ein Hemd angezogen, das nicht vollends zerknittert war; seine Bekleidung hatte immer noch in der Reisetasche gelegen, in die er sie am vorangegangenen Morgen gestopft hatte. An einem Morgen vor tausend Jahren.

Manuel hatte das Fenster offen stehen lassen, um den sauren Gestank von Erbrochenem zu vertreiben, und war wie ein Schwerverbrecher durch die Hotellobby nach draußen geschlichen. Er hatte dem Gott der Trinker dafür gedankt, dass er nicht dem Rezeptionisten vom Vorabend über den Weg gelaufen war. An dessen Arbeitsplatz hatte inzwischen eine junge Frau gesessen, die mit neuen Gästen beschäftigt gewesen war und nicht weiter auf ihn geachtet, sondern ihm bloß wie jedem anderen ein routiniertes »Guten Morgen« nachgerufen hatte.

Er hatte knapp zurückgegrüßt und war auf den Wagen zugeeilt, der draußen schon auf ihn gewartet hatte.

Griñán schloss die Tür zum Nebenraum.

»Es ist wahrscheinlich besser, wenn Sie hier warten. Doval nimmt die Familie in Empfang und führt sie zu ihren Plätzen. Wenn die Jalousie unten ist, kann man diesen Raum hier nicht einsehen. Sobald alle Platz genommen haben, führe ich Sie herein, und wir fangen an. Ich glaube, so ist es einfacher, als wenn Sie schon im Raum sind, während die anderen eintreffen.« Er knipste ein Tischlämpchen an und ließ die Jalousien herunter. Dann setzte er sich zu ihm und fuhr nervös fort: »Es war nicht nur für Sie ein Schock, wissen Sie... Die Familie hat kürzlich erst von Ihnen erfahren. Mit einer Beziehung werden sie möglicherweise gerechnet haben, aber nicht damit, dass Sie verheiratet waren.«

»Verstehe.«

»Die Grafen von Santo Tomé gehören zu einem der ältesten und einflussreichsten Adelsgeschlechter hier in Galicien, und sie sind stolz auf ihren Namen. Der alte Graf, Álvaro Vater, war ein strenger Mann, für den der gute Ruf der Familie über allem stand – über *allem*«, betonte Griñán. »Dass Álvaro homosexuell war, war für ihn inakzeptabel. Ihm war natürlich bewusst, dass der Titel mit seinem Tod trotzdem an Álvaro fallen würde. Obwohl er schon lange krank war, hat er darauf bestanden, dass Álvaro erst nach seinem Tod benachrichtigt würde. Das gibt Ihnen in etwa eine Vorstellung davon, was für ein Mensch er war.«

»Wenn er Álvaro so sehr verachtet hat, warum hat er den Titel dann nicht einem anderen Sohn vererbt?«

»Es wäre einem Skandal gleichgekommen, wenn er den Erstgeborenen enterbt hätte. Diese Option stand für ihn nicht zur Debatte – in meinen Augen zu Recht. Aber Sie werden ja selbst sehen ... Kommen Sie.« Der Anwalt stand auf, knipste die Lampe aus und trat an die Glastür. »Was ich Ihnen eigentlich sagen wollte, ist: Sie sind aus einem ganz speziellen Holz geschnitzt.«

»Sie wollen mir zu verstehen geben, dass sie feindselig reagieren werden.«

»Feindselig? Nein. Wie aus Eis werden sie sein. Nehmen Sie es nicht persönlich. Ich habe Álvaro in rechtlichen Dingen vertreten, seit er den Titel geerbt hatte. Meine Kanzlei kümmert sich auch um Buchhaltung, Steuerfragen, Abgaben und so weiter. Ich bin oft auf dem Landgut gewesen, mehr als einmal auch in sehr persönlichen Angelegenheiten, und trotzdem habe ich immer noch das Gefühl, dass ich für sie nur ein Bediensteter bin, ein Lakai.« Griñán zuckte mit den Schultern. »Das ist ihre Art, mit anderen umzugehen.«

»Hat Álvaro sich auch so verhalten?«

Griñán drehte sich jäh zu ihm um. »Natürlich nicht. Álvaro

war Geschäftsmann, er stand mit beiden Beinen fest auf dem Boden. Er hatte eine Menge innovativer Ideen, die ich nicht immer verstanden habe, fürchte ich, und deren Ergebnisse mich immer wieder überrascht haben. In den letzten drei Jahren sind die Muñiz de Dávila zu unserem wichtigsten Mandanten geworden – und ich hoffe natürlich, dass das so bleibt.«

Er lächelte, warf dann einen Blick ins Nachbarzimmer und winkte ihn näher.

Manuel atmete tief durch.

Mehrere Personen hatten sich dort versammelt. Eine ältere, schwächliche Frau in Schwarz, die Manuel auf etwa siebzig schätzte, hielt sich an einem Mann fest, den er ohne jeden Zweifel als Álvaro Bruder identifizierte. Er war kleiner und fülliger, und seine Gesichtszüge waren gröber, aber er hatte das gleiche kastanienbraune Haar und die gleichen grünen Augen. An der rechten Hand trug er einen Verband.

»Die Dame ist Álvaro Mutter«, erklärte Griñán leise, »und bei dem Mann handelt es sich, wie Sie sicher schon vermutet haben, um seinen Bruder Santiago, den jetzigen Grafen. Daneben steht seine Frau Catarina. Sie stammt aus einer verarmten Adelsfamilie. Außer dem Familiensitz und dem klingenden Namen ist ihnen nicht viel geblieben.«

Ein etwa dreijähriger Junge kam in den Raum gerannt, gefolgt von einer bildhübschen, schlanken jungen Frau. Der Junge lief zwischen den Stühlen hindurch und umarmte die Beine des Mannes, der ihn daraufhin hochnahm und über Kopf hob, so dass der Kleine vor Freude juchzte. Die alte Gräfin bedachte die junge Frau mit einem abschätzigen Blick, worauf diese errötete.

»Das ist Elisa, die letzte Partnerin des verstorbenen Bruders Francisco. Sie war Model oder Miss oder irgendwas mit Mode. Der kleine Samuel ist Franciscos Sohn und bislang der einzige Nachwuchs in der Familie«, sagte der Anwalt mit einem flüchtigen Blick auf Catarina, die verzückt zusah, wie ihr Mann unge-

achtet der missbilligenden Blicke seiner Mutter den Jungen kitzelte, bis der sich quietschend in Santiagos Armen wand. »Seit Franciscos Tod lebt Elisa auf dem Landgut, obwohl die beiden nicht verheiratet waren ... wegen des Jungen.«

»Wissen sie, dass ich auch hier bin?«

»In Anbetracht der Umstände habe ich die Familie genauso über Ihre Existenz informieren müssen, wie ich umgekehrt Sie informiert habe. Ja, sie wissen es, aber sie wissen nicht, warum ...«

»Warum bin ich denn hier?«, fragte Manuel sofort und sah Griñán durchdringend an.

»Das werden Sie gleich erfahren«, erwiderte der Anwalt und spähte erneut ins Nachbarzimmer, wo Doval mittlerweile Platz genommen hatte. Dann schob er die Tür auf und sagte: »So, dann wären wir also vollzählig. Kann es losgehen?«

Manuel setzte sich auf den Stuhl ganz hinten im Raum, den Griñán für ihn vorgesehen hatte. Von dort konnte er die anderen beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Er war Griñán dankbar für die umsichtige Wahl, trotzdem reichte es nicht, um das flaue Gefühl im Bauch zu vertreiben. Seine Hände waren schweißnass. Während er vergeblich versuchte, sie an den Hosenbeinen trocken zu reiben, fragte er sich erneut, was zum Teufel er hier zu suchen hatte und wie diese Leute wohl reagieren würden, wenn er ihnen erstmals ins Gesicht sähe.

Der Anwalt ging grußlos an der Stuhlreihe vorbei auf seinen Schreibtisch zu und ergriff dann förmlich das Wort.

»Zunächst einmal möchten Señor Doval und ich Ihnen unser tief empfundenes Beileid zu Ihrem schweren Verlust ausdrücken.« Der Anwalt machte eine kurze Pause und nahm Platz, während Doval ihm einen Umschlag aus einer edlen Aktentasche überreichte. »Wie Sie wissen, war ich Don Álvaro Muñoz de Dávilas Rechtsberater, und ich bin auch sein Testamentsverwalter.« Er zog ein mehrseitiges Schriftstück aus dem Umschlag. »Ich habe Sie heute hier zusammengerufen, um Sie von Don

Álvaro Muñiz de Dávila's Letztem Willen in Kenntnis zu setzen, ehe später die testamentarischen Verfügungen in Kraft treten – was in Anbetracht der umfangreichen Besitzungen, die zur Erbmasse gehören, wohl eine Weile dauern wird. Was ich jetzt gleich verlesen werde, hat nicht den rechtlich bindenden Charakter eines Testaments, aber ich kann Ihnen jetzt schon verraten, dass es dessen Inhalt weitestgehend entspricht. Es war der ausdrückliche Wunsch des verstorbenen Grafen, dass diese Verfügung im Fall seines Todes umgehend verlesen würde, und dem möchte ich hiermit Folge leisten.«

Griñán setzte seine Brille auf und sah seine Zuhörer über den Rand hinweg an.

»Vorab muss ich Sie allerdings auf einige Umstände hinweisen, von denen Sie keine Kenntnis haben dürften, die aber von Interesse für Sie sein werden. Es dürfte Ihnen bekannt sein, in welchem Zustand sich der Familienbesitz nach dem Tod des vorigen Grafen befunden hat. Nach einer Reihe von Fehlinvestitionen war das Vermögen beträchtlich geschrumpft. Auf sämtlichen Besitzungen einschließlich des Familienanwesens As Grileiras, des Sommerhauses in Arousa und der Weingüter in der Ribeira Sacra lasteten Hypotheken und Schulden, die kurz vor der Fälligkeit standen.«

Die alte Gräfin räusperte sich unwillig.

»Es ist nicht nötig, weiter ins Detail zu gehen. Wir wissen genau, was mein Mann uns hinterlassen hat«, sagte sie unwirsch und warf dem Jungen, der gelangweilt mit den Beinen baumelte, einen tadelnden Blick zu.

Griñán nickte und sah erneut über seine Brille hinweg.

»Gut. In den vergangenen drei Jahren hat Don Álvaro gewaltige Anstrengungen unternommen und – gegen meinen Rat, muss ich gestehen – sein privates Vermögen aufs Spiel gesetzt, um den Bankrott zu verhindern, auf den Sie zugesteuert sind. Er hat sämtliche Schulden getilgt, die Hypotheken aufgelöst und

alle Verbindlichkeiten auf vorbildliche Weise geregelt. Heute ist die Familie schuldenfrei. Entsprechend hat Don Álvaro verfügt, dass Sie auch weiter Ihre gewohnte monatliche Zuwendung erhalten. Dazu zählt auch der Ausbildungsfonds für den kleinen Samuel.« Der Anwalt legte erneut eine Pause ein, bevor er weitersprach: »Ich erkläre Ihnen dies alles nur, damit Sie verstehen, dass Don Álvaro sämtliche Schulden der Familie aus seinem Privatvermögen beglichen hat ...«

Die alte Dame und der neue Graf nickten.

»... und damit ist der gesamte Besitz auf ihn übergegangen.«

Mutter und Sohn warfen einander einen flüchtigen Blick zu, während die anderen unruhig auf ihren Stühlen hin- und her-rutschten.

»Und was heißt das?«, fragte der neue Graf schließlich.

»Das heißt, dass der gesamte Landbesitz sowie sämtliche Immobilien, die zuvor in der Hand von Banken und anderen Gläubigern waren, zum persönlichen Eigentum Ihres Bruders gehören.«

»Gut. Und weiter?«

»Ich dachte, das sollten Sie wissen, bevor ich jetzt den Letzten Willen verlese. Der Text ist denkbar kurz. Es gibt zwar noch eine Handvoll genauerer Verfügungen, die ich direkt im Anschluss vorlesen werde, wenn Sie erlauben. Aber im Prinzip steht darin: ›Ich setze meinen geliebten Ehemann Manuel Ortigosa als Alleinerben meines gesamten Vermögens ein.‹ Mehr nicht.«

In der darauffolgenden Stille schien der zitierte Satz im Raum zu schweben, bis Griñán mit den Papieren, die er in Händen hielt, in Manuels Richtung zeigte.

Alle wandten sich zu ihm um, und der kleine Junge fing an zu klatschen, worauf die alte Gräfin aufsprang und ihm eine Ohrfeige verpasste.

»Du solltest dieses Kind besser erziehen, sonst endet es genau wie sein Vater«, schleuderte sie der Mutter entgegen. Dann rauschte sie ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer.

Der Junge verzog das Gesicht und fing an zu weinen. Die junge Frau nahm ihn sofort auf den Arm und blickte beschämt drein. Santiago stand auf, nahm ihr das Kind ab und gab ihm ein Küsschen auf die gerötete Wange.

»Tut mir leid«, sagte er an niemand Bestimmten gewandt. »Das muss man ihr nachsehen. Sie ist nicht bei bester Gesundheit.«

Mit dem schluchzenden Jungen im Arm lief nun auch er hinaus, und seine blasse Frau folgte ihm. Lediglich Elisa drehte sich kurz um und murmelte einen knappen Gruß, bevor sie das Büro verließ. In ihrem Blick meinte Manuel etwas gesehen zu haben, was er nicht deuten konnte.

Der Anwalt setzte die Brille ab und sah ihn an, während er hörbar ausatmete.

»Deshalb bin ich also hier«, sagte Manuel, und Griñán nickte.

Als Manuel ins Hotel zurückkehrte, kam in der Lobby ein Mann auf ihn zu, der sich als Hoteldirektor vorstellte und sich in Entschuldigungen für die Unkenntnisse des Innenarchitekten erging, der es gewagt hatte, einen Spiegel gegenüber dem Bett aufzuhängen. Er riet Manuel, ein Ärztehaus aufzusuchen, wo man sich um die verletzte Ferse kümmern würde, natürlich auf Kosten des Hauses, und bot ihm statt des bisherigen Zimmers eine Superior Suite an. Manuel winkte ab – die Verletzung sei nicht weiter schlimm – und zog sich zurück. In seinem Zimmer war keine Spur mehr von dem kaputten Spiegel, dem säuerlichen Geruch und den Blutflecken, die er selbst nicht wegbekommen hatte.

Manuel hatte es dankend abgelehnt, zurückchauffiert zu werden: Ein Spaziergang unter diesem seltsamen, mit regenschweren Wolken bedeckten Himmel werde ihm guttun, um über alles nachzudenken, was Griñán gesagt hatte.

»Wie schon erwähnt, sie machen sich mit unsereinem nicht

gemein. Aber keine Sorge wegen ihrer Reaktion, so etwas war zu erwarten. Für die Familie kommt das alles genauso überraschend wie für Sie. Álvaro hat sie über vieles im Ungewissen gelassen. Sicher sind sie auch ein bisschen schockiert wegen des Geldes, aber das legt sich.« Der Anwalt hatte leicht mit dem Kopf gewackelt und dann hinzugefügt: »Die Einzige, die damit hadern wird, dass sie kein eigenes Vermögen mehr besitzt, ist die alte Gräfin, obwohl sie das dank der ›Geschäftstüchtigkeit‹ ihres Mannes eigentlich schon kennt.« Griñán zog eine Grimasse. »Die anderen werden kein Problem damit haben. Hatten sie nie. Álvaro hat sie ganz richtig eingeschätzt: Solange sie weiter ihre Zuwendungen kriegen, sind sie zufrieden. Álvaro hat eine jährliche Summe festgelegt, mit der sie mehr als glücklich sein dürfen. Der Unterhalt des Familiensitzes As Grileiras und des Hauses in Arousa sind darin natürlich schon inbegriffen.«

Griñán war aufgestanden und hatte die Dokumente an Doval weitergereicht, der geduldig gewartet hatte und sie nun wieder in der edlen Aktentasche verstaute. Dann kam der Anwalt hinter seinem Schreibtisch hervor, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich Manuel gegenüber.

»Es muss eine gewaltige Überraschung für sie gewesen sein, dass Álvaro verheiratet war. Aber wenn sie den Schock erst überwunden haben, verstehen sie sicher, dass er sein Vermögen Ihnen hinterlassen wollte – vor allem, wenn man bedenkt, dass das Geld, mit dem die Schulden der Familie beglichen wurden, aus Álvaros Privatvermögen stammte. Immerhin war er seit Jahren erfolgreich in der Werbebranche tätig. Jeder, der ein bisschen Verstand im Kopf hat, wird nachvollziehen können, dass das Geld, das Álvaro während seiner Ehe erwirtschaftet hat, dem Ehepartner zusteht und niemandem sonst. Natürlich ist Logik das eine; mit Sicherheit werden sie es empörend finden, von jemandem abhängig zu sein, der nicht zur Familie gehört. Aber sie werden sich daran gewöhnen. Das mussten sie schon, als der

Vater die Geschäfte an Álvaro übergab, dabei war die Familie damals davon ausgegangen, dass er ihn enterbt hatte. Santiago mag enttäuscht sein, dass er nun zwar den Titel hat, aber kein eigenes Vermögen. Aber ich garantiere Ihnen, dass er keine Probleme machen wird. Er hat kein Interesse an geschäftlichen Dingen. Deshalb kam es für den alten Grafen auch gar nicht infrage, ihn als Erben einzusetzen.«

»Die Familie scheint sehr reich zu sein ...«, bemerkte Manuel.

»Tja, und jetzt sind Sie es auch«, schlussfolgerte der Anwalt.

»Ich meine, nicht alle Adligen sind reich ... Woher stammt das Vermögen? Was hat der Vater gemacht?«

»Wie gesagt, die Muñiz de Dávila sind eine der bedeutendsten Familien Galiciens. Ihr Stammbaum lässt sich über viele Jahrhunderte zurückverfolgen und ist eng mit der Kirche verbunden. Sie sind Großgrundbesitzer und verfügen über bedeutende Kunstdenkmäler.«

»Wie fast alle Adelsfamilien im Land«, murmelte Manuel. »Normalerweise halten sie sich zurück, ihre Kulturschätze zu veräußern, und eine Menge Großgrundbesitzer zwischen Lugo und Ourense zahlen wahrscheinlich drauf, weil das Land nicht gewinnbringend verwaltet wird.«

Griñán sah ihn anerkennend an.

»Ich habe vergessen, dass Sie Historiker sind. Tatsächlich befinden sich viele Adelsfamilien aus den genannten Gründen in finanziellen Nöten. Álvaros Vater hatte in jungen Jahren einiges Glück bei seinen Geschäften. Er hat Konzessionen erhalten, Land, Provisionen ... Leider war er nicht ganz so gut darin, sein Vermögen auch zu bewahren.«

Manuel betrachtete Griñán mit neu erwachtem Interesse. Natürlich musste ein Mann in dessen Position genau darauf achten, was er sagte, aber es war klar, was er meinte.

»Diese Geschäfte, von denen Sie sprechen, muss er in den Vierziger- bis Sechzigerjahren eingefädelt haben, also zur

Franco-Zeit...« Als Griñán dezent nickte, fuhr Manuel fort: »... und bekanntlich ging es Adligen, die dem König im Exil die Treue hielten, damals nicht sonderlich gut.«

»Der Graf hatte ein beträchtliches Vermögen angehäuft, aber die Zeiten ändern sich ... Verschwendung, Misswirtschaft, Glücksspiel, man kennt das ... Es ging das Gerücht, dass er die eine oder andere Geliebte hatte. Ihnen soll er Luxuswohnungen in A Coruña finanziert haben. Mag sein, dass er in den letzten Jahren kein glückliches Händchen mehr hatte, aber er war nicht dumm und hat immer einen Weg gefunden, seiner Familie auch weiter den Lebensstandard zu bieten, den sie gewohnt war. Aber das ist in der Oberschicht ja immer so, nicht wahr?«

Manuel musste an die Reaktion der Familie denken.

»Ich könnte es nachvollziehen, wenn Santiago sich vor den Kopf gestoßen fühlt«, sagte er.

Der Anwalt winkte ab. »Der alte Graf wusste, dass sein mittlerer Sohn ein Versager war. Es kursieren schlimme Geschichten darüber, wie er ihn öffentlich gedemütigt hat ... Der Graf hieß Álvaro sexuelle Orientierung zwar nicht gut, aber er war sich im Klaren darüber, dass sein ältester Sohn für die Familie sorgen würde und alles in allem mehr auf dem Kasten hatte als die anderen zusammen. Das eine macht das andere nicht wett, aber dem Mann ging es hauptsächlich darum, dem Namen der Familie Ehre zu machen oder, mit anderen Worten, ihren Status zu wahren. Dafür war er zu vielem bereit – auch dazu, Álvaro das komplette Vermögen anzuvertrauen. Der alte Fuchs wusste genau, was er tat. Innerhalb von drei Jahren hat Álvaro nicht nur die Finanzen in Ordnung gebracht, sondern sogar beträchtliche Gewinne aus der Landwirtschaft und den Weinbergen erzielt, die zuvor Verlustgeschäfte gewesen waren.«

»Ich verstehe nur nicht, wie er das alles von Madrid aus steuern konnte«, sagte Manuel eher zu sich selbst und schüttelte den Kopf.

»Vieles hat er telefonisch geregelt. Álvaro wusste genau, wo Veränderungen anstanden. Meine Kanzlei hatte ihm ein Beraterteam an die Seite gestellt – hoch qualifizierte Leute, mit denen wir regelmäßig zusammenarbeiten. Da wusste jeder, was er zu tun hatte. Wenn wichtige Entscheidungen anstanden, habe ich ihn persönlich angerufen. Nicht mal der Geschäftsführer hatte seine Telefonnummer.«

»Und die Familie?«

»Nein, nur ich«, betonte Griñán. »Álvaro wusste von Anfang an genau, was er wollte.«

Ein Schatten huschte über das freundliche Gesicht des Anwalts und weckte Manuels Neugier, doch als er nachfragen wollte, stand Griñán auf.

»Genug für heute. Der Wagen bringt Sie zum Hotel zurück. Nehmen Sie die Tabletten und schlafen Sie sich aus. Sie haben es nötig. Ich komme Sie morgen abholen, dann fahren wir gemeinsam zur Beerdigung. Danach haben wir Zeit zum Reden. Aber glauben Sie mir, in der Familie sind alle erleichtert, dass sie sich nicht um die Geschäfte kümmern müssen. Niemand, den Sie heute hier gesehen haben, hat je auch nur einen Finger gerührt. Sie haben nie gearbeitet, es sei denn, man wollte Jagen, Reiten oder Gardenienzüchten als Arbeit bezeichnen.«

Manuel spülte die beiden Tabletten, die Griñán ihm gegeben hatte, mit einer halben Flasche Wasser hinunter und zog sich aus. Durchs Fenster betrachtete er die Fassaden der gegenüberliegenden Häuser. Im mittäglichen Licht dieses grauen Tages wirkten sie schäbig und trostlos. Er zog die Vorhänge zu und legte sich aufs Bett. Sekunden später war er eingeschlafen.

Er träumte von einem sechsjährigen Jungen, der untröstlich weinte. Als er irgendwann aufwachte, dauerte es eine Weile, bis er sich wieder daran erinnerte, wo er sich befand. Dann dämmerte er erneut weg. Als er erneut aufwachte, war der Himmel schwarz.

Manuel bestellte sich beim Zimmerservice ein opulentes Essen und verschlang es vor dem Fernseher, auf dem die Spät-
nachrichten liefen. Dann legte er sich wieder hin und schlief
erneut ein. Als er um fünf Uhr morgens die Augen aufschlug,
sah er Clint Eastwood, der vom Fernseher aus mit dem Finger
auf ihn zeigte, als hielte er eine Pistole in der Hand. Es sah auch
ohne Waffe bedrohlich aus.

Manuel fühlte sich ganz klar. Zum ersten Mal, seit ihm die
Polizisten in Madrid die Nachricht von Álváros Tod überbracht
hatten, verharrte er nicht mehr in versteinerten Fassungslosig-
keit; eine stille Gelassenheit machte sich in ihm breit. Dieser Zu-
stand entsprach eher seinem Wesen. Normalerweise war er ein
besonnener, beherrschter Mensch, der Unordnung und laute
Töne nicht sonderlich schätzte. Er seufzte, und in der Stille der
Nacht dämmerte ihm schließlich, dass er allein war. Vollkom-
men allein.

»Was machst du noch hier?«, murmelte er, während er sich im
Zimmer umsah.

Niemand antwortete. Nur Clint Eastwood warf ihm einen
stechenden Blick zu, der eine deutliche Botschaft zu enthalten
schien: Hau ab, wenn du keine Probleme willst.

»Mach ich«, antwortete er in Richtung Fernseher.

Er brauchte vierzig Minuten, um zu duschen, sich zu rasieren
und seine Sachen zu packen. Anschließend setzte er sich vor den
Fernseher und wartete geduldig, bis es sieben Uhr war. Dann
nahm er sein Handy, das er gestern stumm geschaltet hatte.
Dreiundvierzig entgangene Anrufe, alle von Mei. Er wollte ge-
rade Griñáns Nummer aufrufen, als das Telefon in seiner Hand
vibrierte. Er dachte kurz darüber nach, nicht ranzugehen, aber
er wusste, dass Mei nicht lockerlassen würde. Also nahm er das
Gespräch entgegen und hörte schweigend zu. Er war zu müde,
um irgendwie zu reagieren.

Mei brach sofort in Tränen aus. »Es tut mir so leid, Manuel«,

schluchzte sie. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr mich das alles mitnimmt. Die letzten Tage waren die schlimmsten meines Lebens. Ich habe Álvaro gemocht, Manuel, das weißt du ...«

Manuel schloss die Augen und hörte weiter zu, ohne etwas zu sagen.

»Ich weiß, du hast allen Grund, wütend auf mich zu sein, aber ich habe doch nur gemacht, worum Álvaro mich gebeten hatte. Er meinte, es wäre zu deinem Besten.«

»Zu meinem Besten?«, brach es schließlich doch aus ihm heraus. »Mich anzulügen? Mich zu hintergehen? Was seid ihr nur für Menschen? Wie kann man so etwas machen und dann auch noch behaupten, es wäre zu meinem Besten?«

Das Schluchzen am anderen Ende der Leitung wurde lauter. »Es tut mir leid, es tut mir so furchtbar leid ... Wenn ich irgendetwas tun kann ...«

Meis unterwürfige Art machte ihn nur umso wütender. Unbeherrscht sprang er auf.

»Das kann dir auch leidtun. Ihr beide habt mein Leben zerstört. Es war alles nur ein Haufen Lügen – und ich Idiot war der Einzige in dieser Geschichte, der die Wahrheit nicht kannte. Ich hoffe nur, ihr hattet euren Spaß.«

»Aber das stimmt doch nicht!« Ihre Stimme überschlug sich, aber immerhin weinte sie jetzt nicht mehr. »Das stimmt absolut nicht! Álvaro hat dich geliebt, und ich mag dich auch, das weißt du genau. Wir hätten dir nie absichtlich wehgetan. Álvaro hat damals gesagt, er hätte keine Wahl – er wollte dich beschützen!«

»Beschützen? Wovor, Mei? Was erzählst du denn für einen Mist?«, brüllte Manuel. Dann dämmerte ihm wieder, wo er war. Er fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich habe seine Familie kennengelernt. Das sind keine Monster, Mei. Die haben keine zwei Köpfe und fressen auch keine Kinder. Diese Leute sind genauso überrascht und schockiert wie ich. Álvaro wollte sich doch bloß selbst schützen, das ist auch schon alles. Er wollte

nichts erklären müssen, und er hat sich für mich geschämt. Er hat ein Doppelleben geführt: eins als Adliger und das andere – das heimliche – als Schwuler.«

»Was soll das heißen – als Adliger?«, fragte Mei aufrichtig überrascht.

»Es wundert mich, dass du das nicht wusstest. Álvaro Familie gehört zum spanischen Hochadel. Er hatte einen Adelstitel.«

»Ich weiß ja nicht, was du dir vorstellst, aber ich wusste wirklich nicht viel. Álvaro hat mir vor ein paar Jahren nur erzählt, dass sein Vater gestorben sei und er die Familiengeschäfte übernehmen müsse. Er hat mir auch erzählt, dass seine Familie ganz schrecklich wäre und er über das Geschäftliche hinaus nichts mit ihnen zu tun haben wolle. Er wollte dich von dieser Schlangengrube fernhalten. Deshalb solltest du nichts erfahren, und ich sollte diese Geschäfte dir gegenüber nie erwähnen.«

»Und das fandest du normal?«

»Was sollte ich denn machen, Manuel? Álvaro hat mich darum gebeten, ich musste es ihm versprechen. Und nein, ich fand es nicht unbedingt merkwürdig. Viele Schwule verheimlichen ihre sexuelle Orientierung vor der Familie, das weißt du doch auch.«

Manuel wusste nicht, was er antworten sollte.

»Ich komme nach Galicien, Manuel. Die Tickets sind gebucht, der Flug geht um die Mittagszeit.«

»Nein.«

»Manuel, ich will nicht, dass du das alleine durchstehen musst.«

»Nein.«

»Manuel ...« Mei brach erneut in Tränen aus. »Wenn du mich nicht dabeihaben willst, dann lass mich wenigstens ein paar Freunden von euch Bescheid sagen.«

Manuel setzte sich erschöpft hin und atmete tief durch.

»Und was willst du ihnen sagen, Mei? Ich weiß doch selbst

